

Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

I. Jahrg.

Mai 1926

Heft 2

28. 5. 1926



Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Schmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

488]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====



Standard

Phoenix

der

deutsche

Tennis-Turnier-Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[479]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg.

Mai 1926

Nr. 2

Der Reichspräsident

Berlin, im Mai 1926

Der Stadt Marienburg zu ihrem 650jährigen
Jubiläum meine herzlichen Glückwünsche! Möge die
alte deutsche Ordenshauptstadt, die in ihren Mauern
eines der herrlichsten Denkmäler deutscher Kraft und
deutschen Tatwillens birgt, in Erinnerung an ruhm-
reiche Vergangenheit dem deutschen Volkstum im Osten
auch in Zukunft eine starke Stütze sein!

von *Friedenburg*



Das alte Rathaus in Marienburg
14. Jahrhundert
Nach einer Radierung von B. Hellingrath



Alt-Marienburg
Original im Heimatmuseum Marienburg

Zur Einführung

Vom Ersten Bürgermeister Pawełcik

Der Jubiläumsmonat der alten Ordenshauptstadt ist angebrochen. Am 29. und 30. Mai werden zu Ehren des 650jährigen Marienburgs die Flaggen in den alten Ordens- und Stadtfarben schwarz und weiß in den Straßen wogen, tönt von dem altersgrünen Turm des ehrwürdigen östlich der Weichsel ältesten Rathauses der Choral von Leuthen, der seit dem Abzug Napoleons an allen großen Tagen, auch am Volksabstimmungstage des 11. Juli 1920, erklang: Nun danket alle Gott! Die Gotteshäuser werden von Andächtigen bei den Festgottesdiensten überfüllt sein. In Meisters großem Remter mit seiner feierlichen Pracht und stimmungsvollen Dämmerung werden Richard Wagners „Meistersinger“ den großen städtischen Festakt umschließen, alles zusammen ein prunkvoller Rahmen für den größten Ehrenbürger und vornehmsten Gast, den Marienburg an diesem Tage erwartet: Hindenburg, und ihm zur Seite als einen Gleichen aus Dichterwelt unseren Ehrenbürger Max Halbe. Eine Reihe hoher Würdenträger wird erwartet. Ein Sportfest, ein Ehrentisch und ein originelles Volksfest auf dem einzigartigen Laubenmarkt, das die Trachten, Sitten und Gebräuche unserer Vorväter zeigen und Zehntausende von Schaulustigen herbeilocken wird, füllen die Festfolge aus. Die feierliche Enthüllung eines künstlerischen Schützenbrunnens am alten Rathaus, den die vom Hochmeister Winrich von Kniprode gegründete Marienburger Schützengilde aus Anlaß ihres gleichzeitig zu begiehenden 575. Jubiläums der Stadt stiftet, wird einen Höhepunkt des Festes darstellen.



Das Marienitor

Phot. Rutkowski, Marienburg

Warum wird die Jubelfeier so verhältnismäßig eindrucksvoll begangen? Der Festgedanke ist von selbst aus der Bürgerschaft herausgewachsen. Es kommt darin der in den Jahren nach dem Kriege bewußt gepflegte Heimatgedanke und der erfreulich erwachte Stolz auf unser altes, schönes, in vieler Hinsicht einzigartiges Gemeinwesen und seine ganz große bewegte Geschichte zum Ausdruck. Es kommt aber vor allem — vielleicht vielfach unbewußt und nur triebartig, deshalb aber doppelt echt und wahr — die Freude zum



Phot. Schwarz, Marienburg

Blick durch das Marien Tor auf die Lauben

Ausdruck, den Jubeltag als Deutsche in deutscher Stadt begehen zu können. Nicht nur durch Geschichtsunterricht und durch öffentliche Belehrung ist es geistiges Gemeingut unserer Bevölkerung geworden, was es heißt, deutsche Luft zu atmen und deutsches Recht auf deutschem Boden zu genießen.

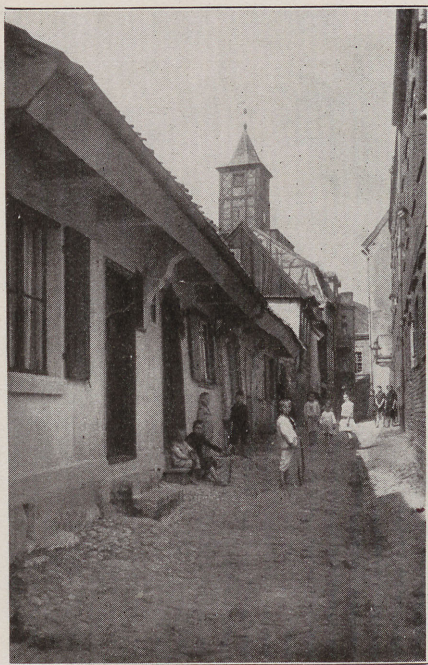
So ist es trotz der Schwierigkeiten der Zeit nicht anders möglich, als daß der Wunsch sich elementar geltend macht, alle Stände und Kreise unserer Stadt, getreue Nachbarn aus Stadt und Land, Vertreter der verschiedensten Gemeinde-, Staats- und Reichsbehörden und sonstiger Organisationen aller Art, die mit unseren so überaus zahlreichen städtischen Belangen zu tun haben, die Heimat-



treuen im Reich, den hier tagenden Ostbund und die ebenfalls gleichzeitig mit hohem Alter feiernde Schützengilde zu einem gemeinschaftlichen schlichten aber würdigen Jubelakt zusammenzuschließen, der zum festlichen und alles beherrschenden Grundmotiv hat:

„Deutschland über alles!“

Nur Kräfte, die ihre Ziele und ihre Arbeit auf diesen Generalnennen bringen, haben im Grenzgebiet und besonders hier in dem im



Die Tränergasse

Grunde jahrtausendalten Kampf um die Weichsel Existenzberechtigung. Hier ist ganz gewiß der Spruch in der Marienburg wahr: „Wer kein Krieger ist, soll auch kein Hirte sein“, Krieger in dem Sinne eines Kämpfers für unseres Volkes Daseinsberechtigung. Hier an der Front, ja im vordersten Schützengraben des Grenzlandkampfes, sind nur kampfbereite und kampffähige Kräfte am Platze, und hier wie stets an einer Front prägt sich jeder Mißgriff und jedes Versagen vielfach verhängnisvoller aus als im Hinterland, als in der Etappe.

So soll die Jubelfeier nicht ein rauschendes leeres Fest sein, sondern vertiefend wirken und weite maßgebende Kreise im Vater-

land auf einen der wichtigsten Grenzposten, seine hohe, geradezu symbolische Bedeutung, seine bedrohlichen Schwächen und seine dringenden Lebensbedürfnisse aufmerksam machen und diese baldigster Erfüllung näherbringen.

Es ist nicht möglich, auch nur unter diesem Gesichtspunkt die bis auf den heutigen Tag wechselvolle Geschichte Marienburgs an dieser Stelle ausschöpfen zu wollen. Eine aus Anlaß der Jubelfeier von den städtischen Körperschaften in Auftrag zu gebende große Geschichte der Stadt, die einem namhaften Historiker des Ostens



Phot. Kuhn, Marienburg

Die Marienburg im Neuschnee

anvertraut werden soll, ist eine überaus interessante Aufgabe. Hier können nur einzelne Bilder gestreift werden.

Mit Bewunderung sehen wir den treffsicheren und praktischen, militärischen und verwaltungspolitischen Weitblick der Männer des Deutschen Ordens bei Gründung der Marienburg und Verlegung des Hauptsitzes von Venedig hierher, das eine wohl um 1270, das andere im Jahre 1309. Hier war die Kniestellung der beiden wichtigsten Vormarsch- und Sicherungslinien des jungen Ordensstaates, der Nord-Südlinie der Weichsel und der Ost-Westlinie der Haff- und Seeküstenlandschaft. Hier galt es also besonders zu sichern, wie die Natur das Knie besonders schützt. Von hier aus waren auch alle wichtigen Punkte des Landes gleich schnell und sicher zu erreichen.



Originalholzschnitt von Heinrich Schmalz

Die Konsequenz aus dieser klaren Erkenntnis wurde schnell und energisch gezogen. Heute hat Marienburg wieder wie einst die Bedeutung einer wichtigsten Knie- und Grenzstellung. Hier laufen heute alle modernen Verkehrswege zusammen: die Eisenbahn (Marienburg ist nächst Königsberg der wichtigste ost- und westpreußische Bahnknotenpunkt und das ostpreußische Haupteinfall- und -ausfallstor im Verkehr mit dem Reich und Danzig); die

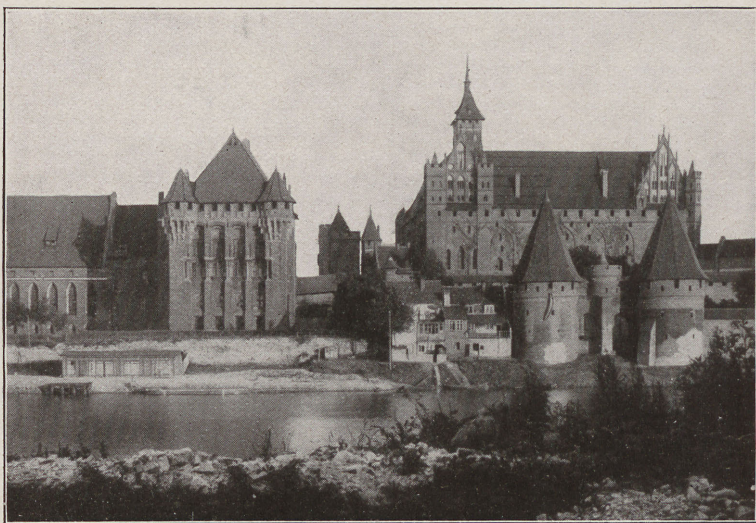


Schloß und Plauenbollwerk

Landstraßen mit ihrem hier sehr starken Automobilverkehr; der Wasserweg (Marienburg ist der ostpreußische Weichselhafen und steht in Wasserstraßenverbindung mit fast allen See- und Binnenhäfen des Ostens); schließlich der Luftweg (Marienburg ist neben Königsberg der bisher einzige Lufthafen Ost- und Westpreußens). So bietet sich in auch relativ erhöhtem Maße die denkbar schnellste Erreichbarkeit des umliegenden Bezirks von Marienburg aus. Aber nicht wie in der großen Zeit unter dem Hochmeister Luther von Braunschweig bei Gründung der Stadt vor jetzt 650 Jahren und nicht wie unter Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 wird heute die Gunst der Lage erkannt und ausgenutzt. Sondern ganz im Gegen-

teil: Wir erlebten Auflösung und Wegverlegung zahlreicher wichtiger Behörden und Institute, die zum Teil mehr als 100 Jahre hier bestanden haben, ja ernste Benachteiligung unserer Belange unter dem Vorwand ausgleichender Gerechtigkeit und „politischer“ Gründe. Die großen, gerade in unserer Zeit gewaltigen, wenn auch unwäg- baren Werte, die in Schloß und Stadt Marienburg liegen, und die eine klügere Staatskunst leicht zu heben imstande wäre, sind unter unseren Augen ungenutzt geblieben und zum Teil vertan.

In der alten Handfeste des Hochmeisters Luther von Braun- schweig vom Jahre 1276, erneuert im Jahre 1380 durch Hoch-



Die Marienburg, Nogatfront

meister Winrich von Kniprode, die sich im Original in unserem Stadtarchiv befindet, sehen wir staatsmännischen und politischen Weitblick in der Beleihung der Stadt Marienburg mit bedeutendem Landgebiet, obwohl Marienburg keineswegs als eine Ackerbürger- stadt, sondern von vornherein als eine Handels-, Gewerbe und Ver- kehrsstadt gegründet worden ist. Es lag in dieser reichlichen Land- ausstattung mit zahlreichen Stadtdörfern ein ganz großer boden- politischer und volkswirtschaftlicher Gesichtspunkt, der in wohltau- endem Gegensatz zu heutigen kleinbürgerlichen und verkehrten Auf- fassungen steht, die jeder Kommunalverwaltung Größenwahn nach- sagen, wenn sie unter den heutigen in jeder Hinsicht selbstverständlich weitere Grenzen beanspruchenden Stadtverhältnissen auch nur einen kleinen Teil des seinerzeit vom Orden den Städten zugemessenen



Die Marienburg, Ostseite

Landgürtels wenigstens verwaltungsmäßig zu beherrschen trachtet, und wenn sie inzwischen kurzfristig preisgegebenes Bodeneigentum zum bescheidenen Bruchteil wieder in die Hand zu bekommen sucht.

Sodann die Abgabenfrage einsetzt und jetzt. Man gab damals dem Staat (wie jetzt den Gemeinden) nicht den zur Bestreitung der Erfordernisse der Verwaltung erforderlichen Abgaben- und Steuerbetrag, oder man war zu schwach, diesen Betrag durchzusetzen, und verfiel auf den Ausweg, sich die fehlenden Einnahmen durch staatlichen (heute kommunalen) Eigenhandel und Eigenbetriebe zu ver-



schaffen. Der Erfolg war damals wie heute eine immer feindseliger werdende Einstellung der „Wirtschaft“, wie wir heute sagen würden, gegen die Verwaltung, mit der im Mittelalter schließlich katastrophalen Folge zuerst im militärischen Zusammenbruch des Ordens 1410 (Schlacht von Tannenberg) und dann bei dem im Jahre 1456 erfolgenden krassen Abfall der Wirtschaftsverbände von dem Staatsgedanken. Wer zweifelt daran, daß auch heute durch die wohl immer wieder abgeleugnete, aber deshalb nicht aus der Welt zu schaffende Not der Städte (Ueberbelastung mit untragbaren Schul-, Wohlfahrts- und Armenlasten einerseits, Beschneidung und Gängelung in der Schaffung von Einnahmen auf der anderen Seite) bedenkliche Störungen des Staatsgedankens angebahnt werden?

NACH MARIENBURG ZUGEWANDERT SEIT 1919:



AUS: POLEN
1315

DANZIG
1083

RUSSLAND
383

MEMEL
10

INSGESAMT: 2791

GESAMTBEVÖLKERUNG: 21960

FEHLENDE WOHNUNGEN: 760

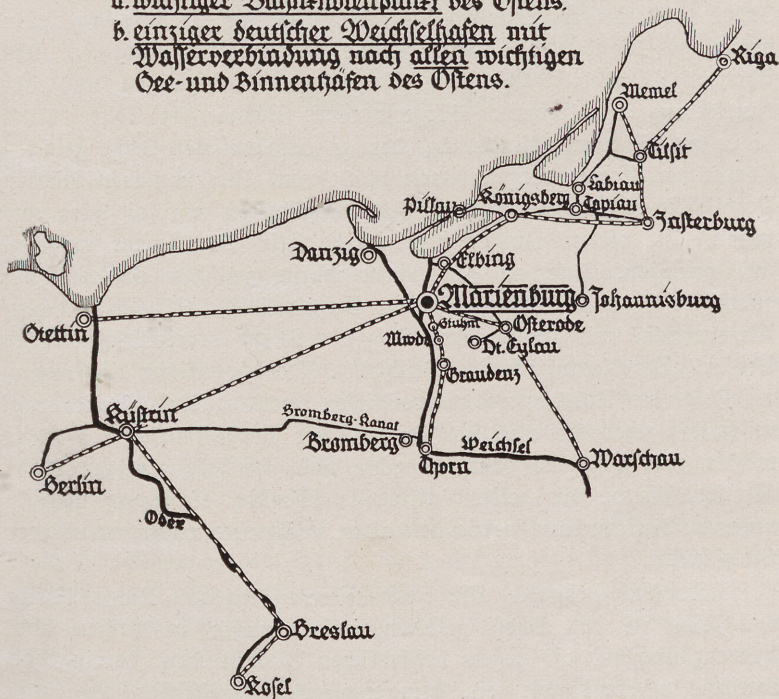
HIERVON INFOLGE OBIGER ZU-
WANDERUNG: 586 FAMILIEN

= 77 % DER WOHNUNGSLOSEN.

Marienburg,

a. wichtiger Bahnknotenpunkt des Ostens.

b. einziger deutscher Weichselhafen mit
Wasseranbindung nach allen wichtigen
See- und Binnenhäfen des Ostens.



Der verzweifelte vierjährige Widerstand Marienburgs von 1456 bis 1460 unter seinem großen Bürgermeister Bartholomäus Blume gegen das im Verhältnis zu dem alleinstehenden kleinen Marienburg übermächtigen Polenreich mit seinen Verbündeten zeigte, wie der Chronist sagt, in der allgemeinen Untreue ohnegleichen im ganzen Preußenlande einen heldenhaften Treubeweis. Er zeigte aber auch, wie leicht das Ordensland trotz der Niederlage und trotz des Verrats von 1410 sich des Slawenvorstoßes hätte erwehren können, wenn nur ein Teil des Landes so zäh und mannhaft der deutschen Sache angehangen hätte, wie Bartholomäus Blume vier lange Jahre mit seinen Marienburgern als einzige deutsche Klippe im ringsum außer Stuhm abgefallenen Ordensland! Die Uebergabeurkunde Marienburgs von 1460, im Original im Stadtarchiv in Marienburg erhalten, wirkt mit den dort auf Feindeseite zeichnenden deutschen Männern, Vertretern deutscher Städte, die sich im Kampf gegen Marienburg besonders rühlig erwiesen hatten, erschütternd.

Keine Vorstellung ist zu schwarz über die 300jährige Zeit der Buße, die das Schicksal dem schuldigen Ordensland mit den unschuldigen Städten Marienburg und Stuhm in Gestalt der Fremdherrschaft auferlegte. Zum Schluß, ehe Friedrich der Große im Jahre 1772 rettend eingriff, war es, wie Gustav Freytag sagt, „ein verlassenes Land, ohne Zucht, ohne Gesetz, ohne Herrn“. Das Thorner Blutgericht mit den Protestantenverfolgungen und der Hinrichtung des Thorner Bürgermeisters Rösner im Jahre 1724, suchte an Kind und Kindeskind den an der deutschen Sache geübten Verrat von Tannenberg und von 1460 heim. Nur in sieben Städten Polnisch-Preußens gab es Aerzte, das Schulwesen war fast ganz verfallen. In vielen Landesteilen wurde kein Brot mehr gekannt und genossen. Nur an Feiertagen wurde zwischen Steinen zerquetschtes Getreide als ungesäuerter Teig in heißer Asche als Kuchen, Kieferntriebe mit Wasser und Salz als Suppe bereitet (vgl. Erich Kenjer, „Der Kampf um die Weichsel“). Ein schrecklicher Niedergang als Folge der Untreue und verwerflichen Verrats! Und Marienburg, unschuldig zwar, litt mit, bis Friedrich der Große im Jahre 1772 es wieder preußisch und deutsch machte und ihm als einziger Stadt für ihre Treue die goldene Medaille schenkte, die heute noch in unserem Stadtmuseum neben den alten Hochmeisterurkunden unseren Stolz bildet.

Kämpfend steht die alte Hochmeisterresidenz da. Nichts ist ihr von selbst in den Schoß gefallen, alles mußte in heißen Konkurrenzkämpfen, oft gegen behördliches Widerstreben, hereingeholt werden, während wir ein dem ungleiches künstliches und kost-

spieliges Halten und Pflegen an anderer Stelle sahen. Es ist erstaunlich, daß es gelungen ist, die verzweifelt schwere Depressionszeit nach dem Kriege wenigstens noch so zu überwinden.

Die durch Wegfall des größten Teiles des wichtigsten Hinterlandes erlittenen ungeheuren Verluste der Stadt, die wirtschaftliche und verkehrsmäßige Bedeutung der Stadt und anderes mehr, mögen zur Kennzeichnung unserer schweren Lage ohne weitere Worte die beigegebenen Kartenbilder dartun, die zugleich auch die gegebenen gesunden Entwicklungs- und Ausgleichsmöglichkeiten andeuten, für die Hilfe von hoher Hand seit jeher erbeten und endlich erhofft wird.



Ältestes Marienburger Stadtsiegel
(um 1400)

Original im Stadtmuseum

Gebe Gott unserer Arbeit trotz aller oft entmutigenden und niederdrückenden Widerstände vollen Erfolg. Möge das Jubelfest unserer geliebten Stadt ein vertieftes Interesse in weiten Kreisen schaffen. Möchten unsere Gäste Pioniere für den Marienburggedanken werden, der die gegebene geistige Zusammenfassung des für unser Vaterland wie immer entscheidenden deutschen Ostens ist. Mit diesem Wunsche grüßt die Ordenshauptstadt ihre zahlreichen Gäste an ihrem Ehrentage, besonders die alte Schützengilde, den Hort treuer deutscher Mannhaftigkeit und Wehrhaftigkeit in unseren Mauern; den Deutschen Ostbund, diese wichtige Vertretung der bedauernswerten, aus ihrer bisher deutschen Ostheimat durch Gewalt vertriebenen deutschen Brüder und Schwestern; den hier auch demnächst einkehrenden Reichsstädtebund, diesen Vorkämpfer bedrängter klein- und mittelstädtischer und damit

wesentlich ostdeutscher Belange; schließlich unsere Ehrenbürger und vor allem unseren über alles geliebten und verehrten Befreier des Ostens, den Helden von Tannenberg, Generalfeldmarschall Reichspräsident von Hindenburg! Wir gedenken aber auch in Dankbarkeit unseres bereits dahingeschiedenen Ehrenbürgers, des genialen Wiederherstellers unserer stolzen Marienburg, Konrad Steinbrechts!

In dem Bewußtsein, eines der wichtigsten Bollwerke des Deutschtums im Osten zu sein, erneuern wir am Festtage das Gelübde, das auf dem westpreußischen Volksabstimmungsdenkmal in Granit gemeißelt ist:

„Dies Land bleibt deutsch!“

und erläutern es im Sinne der ebenso stolzen Worte des Rathauspruches von Eger, das auch im Zeichen des Grenzlandkampfes steht:

„Dem Recht, dem Volk und seiner Sprache treu
fand uns der Tag, wird jeder Tag uns finden!“



Goldene Friedrichsmedaille
der Stadt Marienburg



Rückseite
der Friedrichsmedaille

Im Jahre 1771 von Friedrich II. geschenkt
Original im Stadtmuseum

Conrad Steinbrecht zum Gedächtnis

Vom Oberbaurat Dr. Bernhard Schmid

Als vor vier Jahren das zweite Marienburgheft erschien, stand Steinbrechts Name obenan; in dem Aufsatz über das Sternengewölbe des großen Remters gab er uns das Ergebnis seines vierzigjährigen Wirkens an den Remtern der alten Ordensbaumeister. Heute ruht er von seiner Arbeit aus, schon am 3. Juli 1923 rief Gott ihn ab, und nur Worte der Erinnerung können dieses Heft er-



Geheimrat Steinbrecht

füllen. Wenn wir rückblickend seine Tätigkeit überschauen, so tritt uns zugleich die Geschichte der Marienburg entgegen, deren Wiederherstellung in den drei Jahrzehnten vor dem Kriegsbeginn unter seiner Leitung ihren Höhepunkt erreichte.

Im Mai 1882 bekam der damalige Regierungsbaumeister Steinbrecht den Auftrag, die Marienkirche wiederherzustellen; er fand hier eine langjährige Tradition vor, die bis in die Tage der Befreiungskriege zurückreichte, und er konnte sich auch auf sorgfältige Vorarbeiten für seine besondere Aufgabe stützen. Der Gedanke, das ganze Hochschloß wiederherzustellen, war schon 1879 von einer Ministerial-Kommission ausgesprochen. Trotzdem war es eine neue, und einzig geartete Aufgabe. Niemand hatte es bisher unternommen, die bei den früheren Wiederherstellungen alter Baudenkmä-

mäler gemachten Erfahrungen zu sammeln, aber selbst, wenn es geschehen wäre, so hätte man doch bald wahrnehmen müssen, daß ein Bauwerk, wie die Marienburg, seine eigenen Gesetze in sich trägt. Steinbrechts Bedeutung liegt darin, daß er diese Eigenart der Marienburg erkannte. Die guten Ueberlieferungen der Schön-Zeit hatte er sich zu eigen gemacht; was Eichendorff 1844 in die Worte kleidete: „Das Volk hat in Marienburg nicht nur mitgebaut, sondern auch sich selber daran erbaut“, das blieb auch ihm die Richtschnur seines Bauens. Kurz vor seinem 70. Geburtstage, 1919, schrieb er es als Bekenntnis seines Lebens nieder: „Wir können ohne diese Volksheiligtümer nicht leben, so wenig sich ein anderes Volk seine Leuchten nationaler Denkmäler nehmen läßt.“

Der Preuße verehrt in den Brüdern des Deutschen Ritterordens die Männer, die einst seinen Staat schufen, und hier in dem von den politischen Stürmen des Ostens umtobten Grenzlande ist ein jeder mit der Geschichte des Heimatlandes besonders vertraut. Das Haupthaus des Ordens ist dem Altpreußen zur Stätte ehrfürchtiger Wallfahrt geworden. Die Zeit wollte wieder eine Marienburg haben und sie fand in Steinbrecht den Mann, der ihren Sinn erkannte; das, was er schuf, herstellend oder aufbauend, fand den Weg zum Herzen des Volkes. Vom Staate gefördert, vom Verein zur Herstellung der Marienburg unterstützt, ließ Steinbrecht neben dem Hochschloß auch das Mittelschloß und die äußeren Wehranlagen aus verhüllender Entstellung neu erstehen. Nicht nur die glanzvollen Haupträume veranschaulichen die Kultur der Ordenszeit, sondern alles, was in diesem großartigen Organismus einst dastand, zur Arbeit und zur Wehr bestimmt.

Die Schärfe und die Sicherheit der archäologischen Beobachtung, welche methodisch alle die Hilfsmittel heranzog, die zur Erkenntnis des Baubefundes unerläßlich sind, waren besondere persönliche Eigenschaft. Das Studienmaterial, das er im Schloßarchiv und in der Bibliothek, in seinen Skizzenbüchern und in den Fundsammlungen niederlegte, gibt davon Kunde, und in seinen vier Bänden der „Baukunst des deutschen Ritterordens“ hat er seine Erfahrungen als Forscher uns dauernd hinterlassen.

Künstlerische Schaffenskraft beseelte die Arbeit des Gelehrten und des Baumeisters; dadurch hat das, was er baute, den unvergänglichen Reiz des aus innerem Leben heraus entstandenen Kunstwerkes. Diese Art des Schaffens entwickelte sich halb unbewußt, denn er warf selbst einmal die Frage auf: „Wie kann wohl auch von einem Kopfe heute das sachgemäß neu eronnen werden, was in alter Zeit das Ergebnis tausendjähriger Entwicklung und Schulung war?“ Er wollte die eigene Phantasie nicht gelten lassen

und forderte die selbstverleugnende Anlehnung an das gute Alte — und doch wurde alles Nachbilden und Nachahmen, allein schon die Wahl der Vorbilder, in seiner Hand von selbst ein schöpferischer Vorgang. Er war ebenso Altertumskenner wie Künstler. Was er tat, das wollte er auch verantworten, aber er war doch frei von dem Stolz des Unfehlbarkeitsdünkels. Mild im Urteil über andere, vermied er theoretische Auseinandersetzungen, einzig bemüht, in praktischer Arbeit sein Bestes zu geben und eifrig an sich selbst zu arbeiten. Darin, daß er sich nur dieser einen Lebensaufgabe widmete, lag eine starke Zusammenfassung der Kräfte, aber häufige Reisen, die ihn von Reval bis hinunter zu den Ordensburgen Apuliens führten, sorgten für weites Blickfeld. Die Jahre von 1882 bis zur Vollendung des großen Remters 1917, bedeuteten in seinem Leben ein ständiges Vorwärtsschreiten, das Wissen wurde reicher, die Erfahrung größer, aber auch seine Stellung zum Objekt freier. Die Ausstattung der beiden Hochschloßremter ist eine ganz andere als diejenige der Gastkammern oder der Firmarie des Mittelschlosses, in jedem Falle weit entfernt von stereotyper Formulierung. Was in alter Zeit die allmähliche Entwicklung eines Jahrhunderts hervorbrachte, das war hier in der Zeitspanne des einen Menschenlebens beschlossen.

Durch den Kriegausbruch wurde der Wiederherstellungsbau jäh unterbrochen und nach Durchführung dringendster Notarbeiten kam er schließlich ganz zum Stillstand. Aber ähnlich, wie 1815 und 1879, hat die preußische Staatsregierung auch 1919 ihren Willen, für das Schloß zu sorgen, bekundet, und sie führt ihn durch. Es zeigte sich, wie lebenskräftig doch das Unternehmen geworden war, seitdem Steinbrecht ihm die Richtung gewiesen. Im Jahre 1920 stellte er selbst den Entwurf für die baulichen Sicherungen auf, nach welchem jetzt am Plauenbollwerk, in Meisters Palast an der Kapelle, und im Burggraben gearbeitet wird. In schmerzlicher Trauer standen 1923 seine Freunde in St. Annen an der Bahre dieses edlen Menschen, aber heute erfüllt uns nur Dankbarkeit und das Bestreben, sein Werk, angepaßt den heutigen Verhältnissen, fortzuführen. Und wenn heute Tausende alljährlich zu der wiedererstandenen Marienburg pilgern und in ihr das Wahrzeichen des Deutschtums in der Ostmark verehren, ein Denkmal kraftvoller, deutscher Vergangenheit, dann mögen sie auch dankbar des Mannes gedenken, der hier Unvergängliches schuf.

Siedlungsvorgänge im Ordensland

Von Dr. Krollmann

Die Eroberung und Besiedelung Preußens durch die Deutschen steht im engsten Zusammenhange mit der gesamten großen deutschen Rückwanderung nach dem Osten im Zeitalter der Hohenstaufen. Diese wieder erhielt Anstoß und Kraft durch eine binnendeutsche Bewegung: die flämische Wanderung. Sie begann bereits Ende des 11. Jahrhunderts, berührte Niedersachsen, das östliche Mitteldeutschland und erstreckte sich über die alten Grenzen des Reichs bis nach Holstein, Schlesien und selbst nach Ungarn. Wohin sie flutete, wirkte sie wirtschaftlich und geistig belebend und entfesselte mitreißend neuen Ausdehnungsdrang. Ohne sie ist die kolonisierende Tätigkeit der Welfen und Askanier nicht denkbar. Indem Heinrich der Löwe nach der Besignahme Wagriens den Deutschen mit der Hafenstadt Lübeck ein Ausfalltor zur Ostsee erschloß, gab er auch dem deutschen Kaufmann Gelegenheit auf östlichen Bahnen seine Unternehmungslust zu betätigen und sich bald zum Beherrscher des baltischen Meeres aufzuwerfen. Schon nach einem Menschenalter gründete er im Bunde mit der missionierenden Geistlichkeit die erste deutsche Kolonie in Livland. Um sich gegen den Widerstand der heidnischen Eingeborenen behaupten zu können, zogen sie bald als Dritten den ritterlichen Adel hinzu: den Schwertbrüderorden.

Auch nach Preußen drangen als Ausläufer des deutschen Zuges nach dem Osten zuerst deutsche, in Polen domizilierende Missionare vor. Da sie von den benachbarten polnischen Fürsten nicht ausreichend unterstützt werden konnten, wandte man sich auch hier an eine führende ritterliche Korporation, den Deutschen Orden, um Hilfe. Dieser unternahm die Eroberung und Besiedelung Preußens in der Hauptsache gestützt auf zwei Stände: den ritterlichen Adel und den kriegerischen Kaufmann, jeder in seiner Art eine Verkörperung mittelalterlichen Unternehmertums. In dem fünfzigjährigen Eroberungskampfe spielte der deutsche Bauer noch keine Rolle. Er brauchte Führer und Wegbereiter. Als er nach Preußen kam, fand er dort bereits gut entwickelte Emporien vor und einen kriegerischen Grundbesitzerstand, der den Schutz neuer Siedlung auf sich nehmen konnte. Ohne den später zuwandernden deutschen Bauern freilich hätte Preußen das Schicksal Livlands erfahren.

Aus dieser Entwicklung ergibt es sich nun, daß wir über die deutsche Besiedelung des Landes in ihren Anfängen unvergleichlich viel mehr Einzelheiten hinsichtlich der Art und Herkunft der Einwanderer wissen, als aus der späteren Zeit der Bauernsiedlung, weil jene Unternehmer keine namenlose Masse, wie die zu-

ziehenden Bauern, sondern ausgeprägte Persönlichkeiten waren, die wie daheim im Mutterlande, so auch in ihrem neuen Wirkungskreise eine gewisse Rolle spielten. Sie waren auch nicht etwa besitzlose nachgeborene Söhne, die aus Not in der Fremde ihr Fortkommen suchen mußten, sondern wohlhabende und angesehene Leute, welche einen Ueberschuß von Abenteuerlust und wirtschaftlicher Kraft an eine ihren Unternehmungsgeist reizende Sache setzten. Ihr Dasein hat daher in Preußen nicht nur praktische Wirkungen gezeitigt, sondern auch in den Urkunden des Ordens und der alten Heimat vielfache Spuren hinterlassen.

Das natürliche Aufmarschgebiet für das Unternehmen des Deutschen Ordens auf Preußen lag im östlichen Deutschland. Es umfaßte zwei altdeutsche Landschaften, die besonders durch die flämische Wanderung angeregt waren, Niedersachsen und Thüringen, sonst nur alten und neuen Kolonialboden: das Elb-Saalegebiet (Holstein, Altmark, Magdeburg, Meißen und Osterland). Dazu kam noch das ehemals zum polnischen Reiche gehörige Schlesien, das samt seinen piastischen Fürsten bereits ganz in den deutschen Kulturkreis und das Reich einbezogen war. In diesen Gegenden wurden die Kreuzzüge organisiert, die zur Eroberung Preußens dienen sollten. Und jeder dieser Kreuzzüge brachte deutsche Ritter und Kaufleute als Ansiedler nach dem fernen Lande. Viele ließen sich sofort dauernd nieder, manche erwarben nur Ansprüche auf Landesbesitz, die später wieder aufgegeben wurden oder wenn etwa der Erwerber fiel und keine Erben sich meldeten, von selbst erloschen. Es leuchtet ein, daß die Ansiedler fast ausnahmslos aus den Gegenden stammten, von denen aus die Kreuzzüge unternommen wurden. Demzufolge findet die Einwanderung auch in durch die Herkunftsländer bestimmten kleineren und größeren Gruppen statt. An der Hand der Urkunden lassen sich vier Hauptgruppen von Einwanderern unterscheiden: 1. die Meißner und Ostthüringer; 2. die Niedersachsen; 3. die Lübecker (worunter nicht nur die Bürger der Stadt, sondern auch rittermäßige Leute aus dem ganzen nordalbingischen Kolonialgebiete zu verstehen sind) und 4. die Schlesier. Die beiden ersten Gruppen haben sich hauptsächlich im Kulmerland und Pomeranien niedergelassen, die Lübecker im ganzen Küstengebiet von Elbing bis Königsberg, die Schlesier, welche in drei großen Schüben nacheinander einwanderten, im Kulmerland und im Bistum Ermland.

In allen vier Gruppen sind es natürlich wieder einzelne, die durch besondere Leistungen hervorragen und daher auch in den Urkunden häufig erscheinen, so daß man von ihrer Wirksamkeit ein lebendiges Bild erhält, während von der Mehrzahl nicht viel mehr als Name und Besitz überliefert wird.

Die ersten Vertreter der meißnischen Gruppe erscheinen zum Teil schon in der berühmten kulmischen Handfeste von 1233. Da begegnen uns Namen wie Bernhard von Kamenz, Johann von Pak, Friedrich von Zerbst, Otto von Pouch und Otto von Zörbig. Das waren Mitglieder ritterlicher Familien aus den mittleren Elblanden und dem Osterlande, die schon, bevor sie nach Preußen kamen, sich in der Lausitz und in Schlesien als Pioniere deutscher Kultur ausgezeichnet hatten. Die von Kamenz nannten sich nach der von ihnen begründeten lausitzischen Stadt. Ferner seien genannt: der erste deutsche Besitzer von Hohendorf am Drausensee, Dietrich von Brandeis (aus dem Osterlande), Bernhard von Mückenbergh (sein Stammsitz lag an der Elster), Johann von Marwitz (aus Merebitz an der Saale), der seinen Namen auf das preußische Gut vererbt hat, Arnold von Mückeln, ein Ritter und Bürger von Elbing (aus der Nachbarschaft von Wettin). Schließlich gehört in diesen Kreis noch eine Familie, die für die Besiedelung Preußens durch ihre überragende Tatkraft ganz besonders bedeutungsvoll geworden ist, die Stange. Ein Dietrich Stange ließ sich schon frühzeitig in Pomesanien nieder und heiratete die Tochter eines vornehmen Eingeborenen, Matho, der von den Chronisten als treuer Christ und Ordensfreund gefeiert wird. Sein gleichnamiger Sohn übernimmt während des großen Preußenaufstandes die Verwaltung des Bistums Pomesanien, durch seine Tapferkeit wird Marienwerder behauptet. Für seine Leistungen erhält die Familie, Brüder, Schwestern, Neffen einen gewaltigen Grundbesitz, teils im Bistum, teils in der Komturei Christburg. Darauf legen sie Güter und deutsche Dörfer an, geben Asterlehen aus, ziehen sogar die Gründung eines Hausklosters, in Garnsee, in Betracht, die allerdings von der Landesherrschaft gehindert wird. Dagegen gründen sie die Stadt Freistadt, die heute noch in ihrem Wappen auch das der Stange führt. Das Gut Stangenbergh, wo sich ihr Burgsitz befand, ist nach ihnen genannt. Die Familie stammte aus Oberlödla bei Altenburg. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Umstand, daß dieselben beiden Stange, Vater und Sohn, ihre kolonisatorische Tätigkeit nicht nur in Preußen, sondern auch in Mähren ausübten, wohin sie der große Kolonisator, Bischof Bruno von Olmütz, ein geborener Graf von Schaumburg (an der Weser), berufen hatte. So kam es, daß der jüngere Dietrich Stange, der Verteidiger von Marienwerder, auch unter den Fahnen König Ottokars von Böhmen gegen Rudolf von Habsburg focht. Obgleich er von dem siegreichen Kaiser ebenso wie Bischof Bruno in Gnaden angenommen wurde, zog es ihn doch wieder nach Preußen, wo seine Familie noch Jahrhunderte lang eine große Rolle gespielt hat.

Ganz anders verlief der Ansiedlungsversuch eines Repräsentanten der zweiten, niedersächsischen Gruppe, des Edelherrn Dietrich von Depenow. Diesen Sohn eines reichen alten Dynastengeschlechtes, dessen großer Streubesitz sich von Hannover bis Buxtehude hinzog, scheinen Streitigkeiten mit dem Bischof von Hildesheim veranlaßt zu haben, eine neue Heimat zu suchen. Er veräußerte einen Teil seines väterlichen Erbes und zog mit Weib und Kind nach Preußen. Der Orden gab ihm eine große Begüterung in der Nähe von Marienwerder, mit der Burg Klein-Quedin, die er zum Wohnsitz erkor und nach seinem Heimort Depenow Tiefenau nannte. An der Hand der niedersächsischen Urkunden läßt sich verfolgen, wie Dietrich und seine Nachkommen zu Hause ein Gut nach dem anderen verkauften, um das Geld in das preußische Unternehmen zu stecken. Aber Dietrich starb frühzeitig, vielleicht im Kampfe gegen die Preußen, die Burg Tiefenau ging im Preußenaufstand zugrunde, und schließlich findet sich nur noch ein Sohn Volrad, der nach Niedersachsen zurückkehrt und dort verarmt und kinderlos stirbt. Die Depenowschen Güter in Preußen aber werden von Dietrich Stange aufgekauft. Ähnliche Tragödien verunglückter Ansiedlung mögen sich noch viele abgespielt haben, nur daß die Urkunden schweigen und der Chronist lakonisch bemerkt: Gott allein weiß ihre Namen. Von den Landsleuten Dietrichs von Depenow sei nur noch Bartholomäus von Rutenberg erwähnt, weil sein niedersächsischer Stammort sowohl im Kulmerland wie im Ermland namengebend für neue Niederlassungen geworden ist.

Die Stadt Lübeck plante um 1242 ein großes Siedlungsunternehmen im Samland und gedachte dort, wo jetzt Königsberg liegt, einen Hafenplatz zu begründen. Die mit dem Deutschen Orden deswegen geführten Unterhandlungen zerschlugen sich freilich, aber von den in den Urkunden erwähnten Einzelpersonen finden wir doch später eine ganze Reihe wieder unter den Besiedlern von Warmien, einzelne im Ordensteile, die Mehrzahl im Bistum Ermland. Unter ihnen ragt eine Familie hervor, welche in wahrhaft großzügiger Weise das Ansiedlungswerk betrieben hat, die des lübischen Ratsherrn Johannes Flemming. Schon der Name weist auf flämische Herkunft hin. Nicht weniger als vier Söhne und ein Schwiegersohn dieses Mannes haben an führender Stelle als Kolonisatoren des Ermlands gewirkt. Der älteste, Johannes, war der Gründer und erste Schultheis der Stadt Braunsberg und hat die Stadtgemeinde durch alle Wechselfälle der Preußenkämpfe länger als ein Menschenalter geleitet. Der zweite, Heinrich, wurde geistlich und bestieg nach langen Jahren des Exils als zweiter Bischof den Stuhl von Ermland. Der dritte, Albert, ein erfolgreicher Kaufmann,

finanzierte die Wahl seines Bruders. Dem vierten, Gerko, dem Gründer der Stadt Frauenburg, stellte der bischöfliche Bruder das Zeugnis aus, Gründer und Beschützer des Bistums gewesen zu sein. Alle drei weltlichen Brüder sind zusammen mit ihrem Schwager Konrad Wendepfaffe auch bei der Besiedlung des flachen Landes hervorragend tätig gewesen. Auf ihren großen Gütern im Lande Wewa und an der Passarge, wuchs eine Nachkommenschaft heran, die zu den einflußreichsten Adelsgeschlechtern Preußens gehörten. Nach ihrem Besitz wurden sie die von Elditten, von Wusen, von Banßen genannt. Andere zogen weiter nach Osten, gründeten die Stadt Seeburg, in deren Nähe noch heute die Ortschaft Flemming den alten Familiennamen bewahrt. Ebenso wie die Flemming waren Lübecker die Padeluche, Gründer von Schippenbeil und Rastenburg, die von Ulsen, auch ein Ratsherrgeschlecht, die von Tzecher (nach denen noch heute das Gut Tzechern heißt) und viele andere mehr.

Die vierte Gruppe der Schlesier finden wir, als die ersten deutschen Ansiedler in Preußen überhaupt, in der ältesten Stadt Thorn. Heinrich von Guben, Arnold von Liegnitz, Heinrich von Goldberg, Gerung von Schweidnitz werden hier zuerst als Bürger genannt. Wenn sich zu ihnen Dietrich Colner und Godeko Löschhorn gesellen, so weisen auch sie sich durch die Urkunden als Sprößlinge breslauer Ratsgeschlechter aus. Auch auf dem platten Lande im Kulmerland und Pomesanien begegnen uns Schlesier sehr frühzeitig: Peter von Ohlau als Besitzer von Kußfeld bei Pr. Holland, Arnold von Waldau aus der Sippe der Haugwitz, Peter von Heseled (Häslicht bei Sprottau), Begründer eines sehr reichen preußischen Adelsgeschlechts, und andere mehr. Ein zweiter Schub von Schlesiern erfolgte gegen Ende des Eroberungskampfes. Da erscheint der Vormund des Herzogs von Breslau, Simon Gallicus, d. h. Wale-Flame, und sein Freund Albert von Schmolln als Besitzer großer Güter bei Gollub. Im Ermland betätigt sich der Domprobst Heinrich von Sonnenberg privatim mit großem Kapital an der Kolonisation. Er war Kapellan König Ottokars von Böhmen gewesen, sein Vater war ein reicher Fabrikant in Breslau und stammte aus Zeitz. Den dritten, größten Schub veranlaßte der dritte ermländische Bischof, Eberhard von Neisse. Er folgte dem Beispiel seines Vorgängers Heinrich Flemming und zog seine ganze große Familie aus Schlesien nach sich nach Preußen. Sein Bruder Arnold wurde der Gründer von Arnsdorf, dessen Söhne legten Dietrichsdorf an, der Mann seiner Tochter, Johannes de Colonia (nicht aus Köln am Rhein, sondern aus Kölln bei Brieg), wurde der erste Schultheiß der neubesiedelten Stadt Heilsberg. Neben diesen findet sich noch ein ganzer Schwarm von Oheimen, Neffen und Vettern des Bischofs,

die alle mithelfen an dem großen Werke. Dazu gehörte auch Willusch, der Gründer von Wormditt und Guttstadt. Die Tätigkeit dieser Siedler fällt bereits in die Zeit, als schon die Bauernemwanderung begonnen hatte, die dem mittleren Ermland die charakteristische „breslauische“ Bevölkerung gegeben hat*).

Nur ein kleiner Ausschnitt aus einem fesselnden historischen Vorgange konnte hier gegeben werden, aber er wird genügen, um zu zeigen, wie eng die Blutsbande sind, die die preußische Bevölkerung mit dem Westen verknüpfen, und — was heute besonders betont werden muß, wie sehr die Einzelpersönlichkeit auch bei so großen Bewegungen, wie es der Zug nach dem Osten war, ins Gewicht fällt.

Helft der Marienburg!

Das deutsche Volk befindet sich in großer Not. In Zeiten des Leidens hat es sich oft enger zusammengefunden als in Zeiten äußerer Macht und Wohlstandes. Die Arbeiten zur Wiederherstellung der Marienburg werden in kleinem Maßstab fortgeführt. Es fehlen größere Mittel. Jede Gabe wiegt daher heute um so mehr und ist ein Opfer.

Die Marienburg ist ein Sammelpunkt, in dem das Beste und Edelste des deutschen Volkes zum Ausdruck kommt, ein mächtiges Bollwerk des Deutschtums, das im Wechsel des Schicksals doch immer wieder von deutschem Geist kündet und geeignet ist, eine Wallfahrtsstätte des Volkes zu werden.

Wohl finden schon viele Tagungen und Kongresse hier statt, die ein schöner Beweis tiefer Anteilnahme unseres Volkes sind. Aber immer höher müßte die Glut aufflackern und zu einer heiligen Flamme im Herzen des deutschen Volkes werden, damit die Marienburg der Jugend immer mehr ein leuchtendes Fanal wird, ein Symbol, ein Teil ihrer Seele, ein immer rufendes und mahnendes Heiligtum! —

Wir erfahren durch das dritte Marienburg-Buch, wie sich Kunst und Dichtung immer stärker mit der Marienburg beschäftigen. Wenn die Stadt ihre 650-Jahrfeier unter voraussichtlicher Teilnahme des Reichspräsidenten begeht, so ist sie sich der großen Aufgabe bewußt, die sie auch noch nach dem Abstimmungssieg weiter zu erfüllen hat. Wir wissen, daß die Wiederherstellungsarbeiten unter dem Nachfolger Geheimrat Steinbrechts, unter Oberbaurat Schmid in den besten Händen sind, denn da wie dort ist neben großen Kenntnissen die tiefe Liebe zum Ganzen lebendig, die immer wieder in Wort und Schrift bei ihm spürbar ist. Es ist nicht Art dieser Männer, für die Marienburg öffentlich zu werben. Aber die Möglichkeit einer Förderung des Werkes besteht durch Hergabe von Geldmitteln an den Verein zur Wiederherstellung der Marienburg und durch Beitritt jedes Deutschen in den Marienburgbund, über den der 1. Bürgermeister Pawelcick, der nimmermüde im Sinne der Marienburg für die Stadt schafft und sorgt, jederzeit Auskunft geben kann.

Carl Lange

*) Eine ausführliche, methodische und urkundlich begründete Abhandlung des Verfassers über die Herkunft der deutschen Ansiedler in Preußen findet sich in Heft 54 der „Zeitschrift des westpreussischen Geschichtsvereins“.

Die mittelalterliche Befestigung der Stadt Marienburg

Von Werner Dobisch

Nachdruck und Nachbildung verboten.
(Reichsgesetz vom 19. Juli 1901.)

Aus dem Jahre 1276 datiert die älteste Urkunde über die Stadt Marienburg. Es ist die Handfeste des Landmeisters Conrad von Tierberg¹⁾, durch die der Ort Marienburg zur Stadt mit kulmischem Rechte erhoben wird. Kurze Zeit vorher, wohl im Jahre 1272, hatte der Orden mit dem Bau des Marienburger Konvents=hauses begonnen²⁾, und gleichzeitig siedelten sich wohl mit dem Ordenstrosse mitziehende deutsche Handwerker in der Nähe der entstehenden Burg an. Aus dieser Keimzelle entwickelte sich die Niederlassung durch schnell folgenden Zuzug in wenigen Jahren zum ersten dauerhaften Zustande eines geschlossenen Gemeinwesens; denn die Handfeste von 1276 spricht ohne Zweifel von einem nunmehr festbegrenzten Orte. Doch bleibt sie die Auskunft schuldig, wo die Umgrenzung dieses ersten Stadtbereiches lag.

Wahrscheinlich bestand die Stadt in dieser Frühzeit nur aus zwei Längsstraßen, einer breiteren, dem späteren Markt, und einer schmalen Hintergasse auf dem Mogatuser, der Fleischer-, jetzigen Speichergasse. Eine etwaige Stadtumwehrung kann nur behelfsmäßiger Natur gewesen sein.

In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts, also nach mehr als fünfzig Jahren ihres Bestehens, wurde die Stadt zu eng für die weiter anwachsende Einwohnerschaft. Wir erfahren dies aus der Handfeste der Fleischer vom Jahre 1346³⁾, in der davon die Rede ist, daß bei einer notwendigen Erweiterung der Stadt die Fleischer an einer anderen Stelle angesiedelt werden sollen. Es kann sich hierbei nur um die Einbeziehung der östlichen dritten Längsstraße, der Neustadt und des Krahhammers (d. h. Krügergasse), in das Stadtgebiet handeln. Die Ausführung dieser Erweiterung wird wohl kurz darauf erfolgt sein, und zweifellos ging man nun auch an den Bau der massiven Stadtbefestigung, die noch heute im alten Stadtbilde nicht unwesentlich mitspricht. Geplant war dieser Bau gewiß schon einige Jahre vorher. Man möchte annehmen, daß der Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—1341), dessen Schöpfergeist die Burganlage bedeutend vervollkommnete und erweiterte, die Befestigung der Stadt bereits in engem Zusammenhang mit der von ihm erbauten turmreichen Vorburgmauer beab-

¹⁾ Abgedruckt bei Voigt, Geschichte Marienburgs usw., S. 515.

²⁾ Schmid, Schloß Marienburg in Preußen, S. 6.

³⁾ Abgedruckt bei Voigt, a. a. O., S. 518.

sichtigt hatte. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Orden auf eine dauerhafte Befestigung der Stadt besonderen Wert legen mußte; bildete sie doch ihrer Lage nach eine Vorburg für das Ordenshaus. Der Zeitpunkt für die Ausführung der Stadtbefestigung wird freilich durch das erwähnte urkundliche Datum von 1346 erst in die Zeit des zweiten Nachfolgers Dietrichs, des Hochmeisters Heinrich Dusemer (1346—1351), verlegt. Das hindert jedoch nicht, das Werk im Zusammenhang mit der Vorburgumwehrung als eine einheitliche Planung anzusehen, wovon auch der Augenschein mühelos überzeugt.

Die Erbauungszeit dieser großen Wehrmauerlinie (rund 1350) berührte fast schon den neuen Zeitabschnitt in der Geschichte des Kriegswesens, der durch die Einführung der Feuerwaffe gekennzeichnet ist. Bereits im Jahre 1362, bei der Belagerung von Kauen, scheint sich auch der Orden leichter Feldgeschütze, sogenannter Lotbüchsen, bedient zu haben⁴). Und sicher war der Orden in den folgenden Jahrzehnten bis zur Tannenberger Schlacht auf ständige Verbesserung und Vermehrung seiner Artillerie bedacht. — Der allgemeinen Neigung, kriegerische Entscheidungen nicht im Belagerungskampfe, sondern in offener Feldschlacht zu suchen, entsprach es, daß man die nötige Verstärkung der Verteidigungsbauten, die den neuen Rüstungsmitteln entsprochen hätte, zunächst auch im Ordenslande für lange Zeit auf sich beruhen ließ. So mußte der großzügigen Verteidigungsanlage Marienburgs fast von Anbeginn der Mangel des Veraltetten oder doch des nicht mehr Vollkommenen anhaften.

Fast wäre dieser Fehler dem Ordenshaupthaus zum Verhängnis geworden, als Jagiello nach der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410) mit den erbeuteten Ordensgeschützen die Marienburg belagerte. Da endlich schritt man, unter dem unmittelbaren Eindruck der Gefahr, nach dem ersten Mißerfolg des Belagerers, zur Abhilfe. Der verdienstvolle Heinrich von Plauen legte ein vorgeschobenes Bollwerk vor die Ostmauer der Vorburg, zunächst als behelfsmäßigen Bau, der dann im Laufe des folgenden Jahrzehnts als massives Festungswerk ausgebaut wurde⁵). — Eine gleiche Verstärkung erhielt die Stadtbefestigung auf der Südseite, während an der bedeutend längeren Ostseite der Stadt, die nicht weniger dem feindlichen Angriff ausgesetzt war, ein solches Schutzwerk nicht zur Ausführung kam. Die Tatkraft zum Weiterbau muß sich wohl in den Wirren der Zeit erschöpft haben.

⁴) Chronik des Johannes von der Busslie, herausgegeben von Voigt, S. 26.

⁵) Das Ausgabenbuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—20, herausgegeben von Diefemer.

Ein wechselvolles Schicksal hat die Stadt im Laufe der Jahrhunderte in diesen Mauern erlebt. Verfall und Zerstörung haben manchen Stein aus dem Verbande geworfen. Aber das Gebliebene vermittelt noch ein untrügliches Bild des ursprünglichen Zustandes. (Einschaltbild.)

*

An der östlichen Stadtseite, längs der Stallgasse, schält der Blick aus dem Beiwerk niedriger Hütten und Ställe die fast ununter-

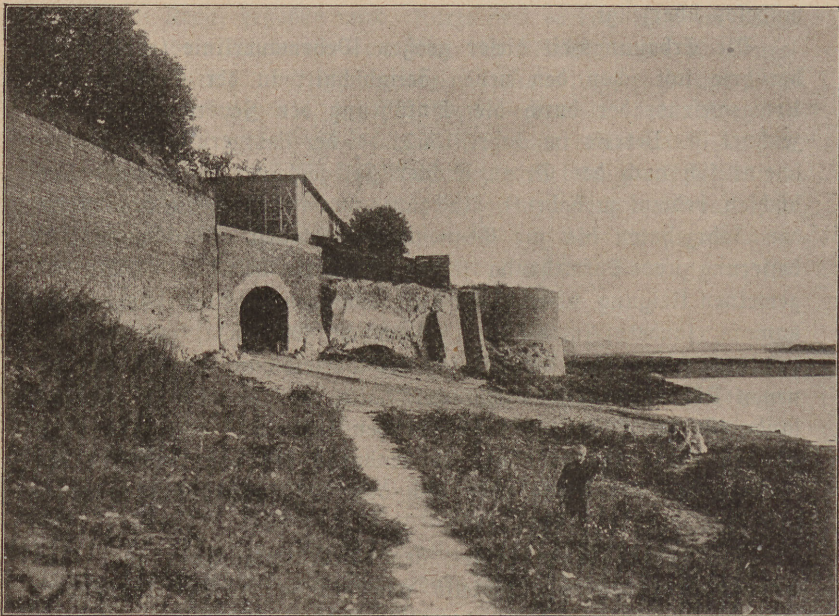


Abb. 1. Marienburg, Am Fährtor
Eigentum des Denkmalarchivs der Provinz Westpreußen

brochene Linie der alten Mauer. Nur stückweise freilich ist sie ungefähr in alter Höhe erhalten; hier und da blieb nur ein Fundamentstumpf. Aber eine Strecke von zwölf Meter Länge, die für ein nach dem Graben zu angebautes Haus als Frontwand benutzt ist, gibt über die ursprüngliche Gestalt des ganzen Mauerzuges untrüglichen Aufschluß: Vermauerte Oeffnungen, etwa vier Meter über dem Pflaster der Stallgasse gleichmäßig wiederkehrend, sind als ehemalige Wehrgangluken leicht erkennbar, und die Höhenlage des nicht mehr vorhandenen Wehrganges, der wohl als Holzkonstruktion vorgekragt war, ist aus einem Mauerabsatz ersichtlich. — In fast regelmäßigen Abständen wiederholen sich Zwischenbauten in der

Mauer, die heute als unscheinbare Ställe ausgenutzt sind. Aber das alte feste Mauerwerk der Umfassungswände verrät die ehemaligen Wehrtürme, deren je vier zu beiden Seiten des Töpfertores die Mauer überragten. Ihr Grundriß ist quadratisch oder rechteckig; in vollem Aufbau ist keiner erhalten. Die allgemeine Abhängigkeit vom Orden, die in der städtischen Architektur fühlbaren Ausdruck findet, berechtigt zu der Annahme, daß sie denen in der Vorburgmauer sehr ähnlich waren. Abgesehen von dem bedeutenden großen Schnitzturm und dem runden Buttermilchturm ist der Pulverturm, dessen Grundfläche etwa dem der Stadttürme entspricht, noch bis zur Dachtraufe in altem Zustande erhalten. Dieser kann vom Höhenmaß der städtischen Wehrtürme eine Vorstellung geben. In ihrer Konstruktion weichen die Stadttürme von den Vorburgtürmen ab. Während diese nach allen Seiten fest ummauert sind, haben jene zur Materialersparnis nur an den drei feindwärts gelegenen Seiten massive Wände. Balkenlöcher an den inneren Kanten zeigen, daß die vierte Seite durch Fachwerkwände geschlossen war. — Diese wenigen, aber charakteristischen Merkmale des Befundes veranschaulichen lückenlos den früheren Aufbau der ganzen Stadtmauer.

Ein Mauerbild von erfreulicher Geschlossenheit fesselt südlich des Töpfertores den Blick. Durch einen langen Rhythmus großer Rundbogennischen, die ehemals den Wehrgang trugen, kommt ein ansehnlicher architektonischer Eindruck zustande (Abb. 2). Auf diesen Mauerteil folgt ein Straßendurchbruch (Gymnasialstraße) von einigen Metern Breite; hier führte zur Ordenszeit ein Fußgängertor, die Kälberpforte, ins Freie. — Die Südostecke der Stadtmauer, ein etwas stärkerer Turm, und die beiderseits anschließenden Mauerteile bis zu einem kleineren Turm an der Südseite bieten einen völlig unverbauten ruinenhaft-malerischen Anblick, der aber zugleich das Betrübbende des unaufhaltsamen Verfalles empfinden läßt. — Der Stadtgraben wurde durch einen Zweig des Mühlengrabens, jenes betriebssamen Bachlaufes, den der Orden meilenweit heranleitete, gespeist. Längs der Ostseite der Stadt ist er heute in privatem Besitz und durch planlose Bebauung unübersichtlich geworden. Vor dem Töpfertore ist der Straßendamm hindurchgelegt, und der südliche Grabenteil ist vollständig eingeebnet.

Zur Ordenszeit führte das Töpfertor im Einklang mit dem außerhalb liegenden Heiligengeist-Spital den Namen Heiliges Geist-Tor. Ein Plan von 1651, der die Stadtbefestigung darstellt⁶⁾, zeigt, daß dieses Tor außer dem wuchtigen Turmkörper noch eine Vortoranlage besaß. In alter Zeit muß der Torturm viel freundlicher

⁶⁾ Aufbewahrt im Stadtarchiv zu Marienburg unter Nr. 2721.

ausgesehen haben. Die vierfache Umgürtung der Pufzfrieße, die gepuzten Wappenflächen oben zwischen den Wehrluken und über dem Portalbogen entbehrten gewiß ebensowenig des farbigen Schmuckes wie die hohe Portalblende und die fünf kleineren Blendnischen, in denen sich noch vor etwa vierzig Jahren deutliche

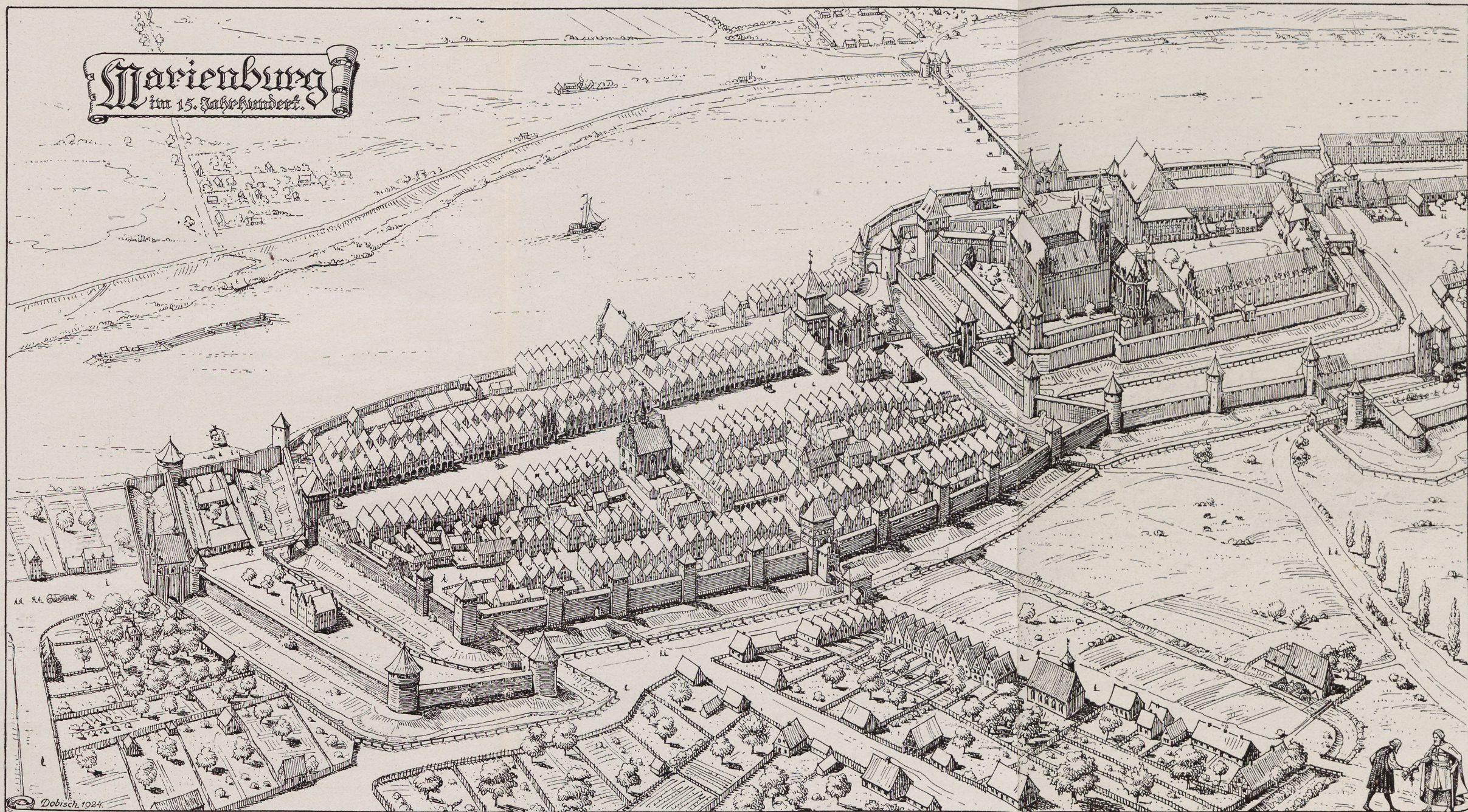


Abb. 2. Stadtmauer am Töpfertor
Eigentum der Schloßbauverwaltung Marienburg

Spuren reicher Maßwerkgliederungen in Krappuß fanden (Abb. 3). Die Innenwände der Torammer zeigen Schildbogen-Verzahnungen für ein nicht zur Ausführung gekommenes Kreuzgewölbe. In den Leibungen des äußeren und des inneren Torbogens öffnen sich Fallgatterschlitze. — Das Marientor an der Südseite der Stadt war ursprünglich dem Töpfertor sehr ähnlich. Heute geben ihm ein Freizinnenkranz, der über den wohl erhaltenen Wehrluken wenig verständlich wirkt, und ein Fachwerkaufbau, beides Zutaten aus dem

Marienburg

im 15. Jahrhundert.



Dobisch, 1924.

Recke-Turm, Fähr-Tor, Süßer-Turm
Fähr-Tor-Kapelle, Elisabeth-Hof, Marien-Tor
Schieß-Garten, Blume-Turm

Latina-Schule
Rathaus
Käuter-Pforte

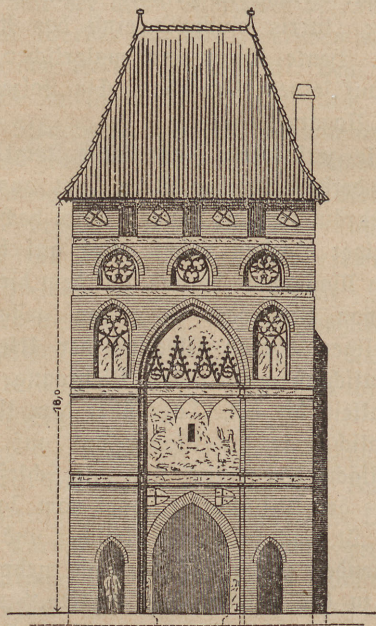
Kath. Pfarrk. St. Joh. Schutz-Tor.
Steinkrug
Heil-Geist-Tor

Vietlich-Turm
Heil-Geist-Hospital

Tränke-Tor, Lorenz-Tor
Neues-Tor, Schütz-Tor
Kleine Mühle.

Anfang des vorigen Jahrhunderts, ein besonderes Gepräge. Auch hier ist die Torkammer ohne Gewölbe geblieben. Einen Fallgatterschließ enthält nur der äußere Torbogen.

Westlich des Marientores ist die Mauer mit einer Reihe malerischer alter Häuser verwachsen, die das Gesamtbild ungemein reizvoll gestalten. Allerdings ist im Laufe des letzten Menschenalters hier mancher Stimmungswert verloren gegangen, besonders



gez. Steinbrecht

Abb. 3. Töpferhaus, Fassade

Eigentum des Denkmalsarchivs
der Provinz Westpreußen

durch den Straßendurchbruch nach den Anlagen zu, den der wachsende Verkehr der kräftig aufblühenden Stadt forderte. Das alte Scharfrichterhaus am Ende der Neustadt fiel ihm zum Opfer. Aber der Verlust ist gering im Vergleich mit dem Erfolge, der damit erkaufte wurde: Gelang es doch, die geplante Freilegung der beiden Stadttore endgültig zu verhüten. Bereits in den achtziger Jahren schien dieses Verhängnis unabwendbar. Da fand Steinbrecht einen rettenden Ausweg, dem die Erhaltung des alten geschlossenen Zustandes, oder gar der Tore selbst, zu danken ist. Es wurden unscheinbare Fußgängertore neben den großen Torbögen in die Türme gebrochen, die für lange Zeit genügten und die, nunmehr durch den

Straßendurchbruch entlastet, auch den heutigen Verkehr reibungslos bewältigen.

Der Teil des Stadtgrabens westlich des Marientores bis hinab zur Nogatmauer ist in ganzer Tiefe erhalten. Urwüchsiges Ge-
sträuch und knorrige alte Obstbäume grünen im Grunde; der Zug der Wehrmauer tritt noch beherrschend hervor, und die Bebauung darüber aus neuester Zeit ist unter verständnisvoller Schonung des Alten geschickt in das Gesamtbild gefügt. — An der Nogat bildet der Bürgerturm (1651: „turris civilis“), einst das städtische Schuldgefängnis, die Ecke. Heute thront ein malerischer Fachwerkspeicher in lustiger Höhe auf seinem Unterbau. Ein stolzes Bild, besonders vom tiefgelegenen Nogatufer aus.

Wie eine steile zerklüftete Felsenküste steigt die lange Stützmauer mit ihren derben Strebepfeilern hart aus den Fluten des Stromes empor, gekrönt von der langen Kette hochragender Speicherbauten. Ein kloziger Vorbau wächst etwa auf halber Länge aus diesem ansehnlichen Mauerzuge heraus, auf dem die alte Lateinschule, Meister Winrich von Kniprodes Schöpfung, gestanden haben soll. Ueber den ehemaligen oberen Abschluß der Ufermauer gibt der Befund keinen Aufschluß mehr. Ein Wehrgang war gewiß nicht vorhanden; denn allein die hohe Lage über dem Ufer bot reichlichen Schutz. Wahrscheinlich war die Mauer nur auf Mannshöhe über die obere Geländefläche hochgeführt und mit Schießschlitzern versehen. Eine Vorschrift aus der Willkür der Stadt vom Jahre 1365⁷⁾ spricht dafür; sie lautet: „It. ouch sullen die fleischer und budener bey dem nogaten in zukomenden zeiten keynen myst mehr hinden auß obir die mauwer und zu den lochern auß werffen.“

An der Nordwestecke diente das Schußtor dem Verkehr vom Werder über die Nogatbrücke zur Stadt. Zwei ungleiche Türme flankierten das Tor; von dem stärkeren burgseitigen zeugt noch eine Ruine im Winkel der Schuhgasse. Alles übrige ist der Zeit zum Opfer gefallen. — Der äußere Vorgraben des Hochschlosses, heute bis zur Straßenhöhe zugeschüttet, säumte an der Nordseite die Stadt. Die Grabenstützmauer, die Grenze zwischen Burg- und Stadtgebiet, ist in Erdbodengleiche noch erkennbar. Etwa in der Mitte der Brüstungsmauer öffnete sich eine Pforte zu einem Steg, der durch den Dietrichurm hindurch auf den Ostparcham des Hochschlosses führte. — An der Nordostecke der Stadt wurde in polnischer Zeit das Sandtor angelegt.

Von dem Bollwerk an der Südseite der Stadt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist nur wenig erhalten. Ein zum Wasser abfallender Weg führt längs der Stützmauer des alten Grabens

⁷⁾ Abgedruckt bei Voigt, a. a. O., S. 532.

schaulichkeit die Belagerungsnöte, die die Stadt in dem ungleichen Kampfe zu bestehen hatte.

Der Notschrei mußte im Winde verhallen. Denn die Macht, an die er gerichtet war, gehörte fast schon der Geschichte an. Der Stern des Ordens war gesunken. Doch aus des großen Geschehens dunkler Erfüllung leuchtet das Bild eines standhaften Mannes, dessen die Ueberlieferung mit Ehrfurcht gedenkt: Wir grüßen die Stätte, an der am 8. August 1460 unter dem Streich des polnischen Henkerbeiles das Haupt des Bürgermeisters Bartholomäus Blume fiel. Als Richtstätte diente der südöstliche Rundturm, schon 1651 pietätvoll „turris Blumii“ genannt. Heute bezeichnet nur ein schlichter Feldstein den Ort, an dem der heimatgeschichtlich bedeutsame Bau einst gestanden. Erwünschter wäre es, wenn sich der Unterbau des Turmes wieder in alter Kreisform um wenigstens über den Erdboden erhöbe, die geweihte Stätte eingehend wie ein mahnendes Heiligtum.

Unsere Marienburghefte

Mit der Pflege des Marienburggedankens erfüllen die „Ostdeutschen Monatshefte“ eine wichtige Pflicht und tragen dazu bei, daß der Reichsdeutsche dieses bedeutende Baudenkmal an Deutschlands Ostgrenze nicht vergißt. Mit vorbildlichem Verständnis haben die namhaftesten Kenner der Marienburg den Wert dieser Sonderhefte gefördert, so daß durch ihre Mitarbeit ein klares Bild des geistigen, kulturellen und künstlerischen Lebens vergangener Zeiten vor unseren Augen aufsteigt.

In den beiden ersten Marienburgheften finden wir als die bedeutendsten Mitarbeiter Conrad Steinbrecht und Bernhard Schmid, die vor allem die Marienburg als alten Kulturmittelpunkt schildern und die baukünstlerischen Probleme, auch der Stadt und des Werders, behandeln. Von hervorragenden Kennern sind unter den Mitarbeitern noch Professor Walther Ziesemer (Dichtung zur Ordenszeit), Gustav Roethe (Deutschtum unserer Ostmarken) und Fritz Braun (landschaftliche Rahmen) zu nennen. Nicht vergessen sind Max von Schenkendorff und Joseph von Eichendorff (Die Wiederherstellung der Marienburg), die begeisterten Verkünder der Marienburg. Das Marienburgfestspiel von Ernst Hammer findet in Dr. Mühsche einen warmen Fürsprecher. Eugen Janßen zeigt an den Wappen die Familiengeschichte der Hochmeister. Andere Mitarbeiter greifen in die Geschichte zurück oder weisen auf die Aufgaben der Marienburg in der Gegenwart hin.

Alle Marienburghefte haben besonders reichen Bildschmuck. Hochinteressant ist das Bild „Die Marienburg von der Nogatseite um 1840 nach einem Gemälde von D. Quaglio“, das die vielen, ineinandergeschobenen, kleinen, schmalen, an italienische Bilder erinnernden Häuser am Nogatufer zu Füßen des Schlosses zeigt, die den Eindruck der stolzen Marienburg erhöhen.

Die knappe Uebersicht gibt den Eindruck der Vielseitigkeit der Probleme, die mit der Marienburg zusammenhängen. Zu den beiden ersten Heften tritt das dritte ergänzend hinzu. Mögen Teilnahme und Verständnis eine weitere Reihe von Marienburgheften auch in den kommenden Jahren ermöglichen!

Carl Lange

Die Marienburg als Symbol in der deutschen Dichtung

Von Wolfgang Federau

Wenn wir heute — mit anderen Augen die Welt betrachtend als unsere Vorfahren es taten — Begriffe formen oder Vorgänge mit bestimmten Worten und Begriffen zu umreißen suchen, so sind die Verhältnisse unserer lebendigen Gegenwart Grundlage und Mittelpunkt jeder Anschauung, sei sie politischer, kultureller, wirtschaftlicher Art. Wir verstehen heute unter dem Wort „Kolonisation“ im allgemeinen die Besiedlung eines vom Mutterlande räumlich weitgetrennten Gebietes mit den überschüssigen Menschenvorräten dieses Stammlandes, wir verstehen darunter die Bemühung, dieses Land politisch sich anzueignen, es wirtschaftlich auszunutzen, geistig zu durchdringen und kulturell zu heben. Nicht immer ist der Vorgang der modernen Kolonisation, wie wir sie etwa seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts kennen, aus einfachen Motiven heraus zu erklären. Der harte Kampf ums Dasein, den jedes Volk ebenso heiß und meist blutiger führen muß wie der einzelne, die Notwendigkeit, ein Reservoir zu finden für die überschüssigen Menschen, die in dem durch Grenzen eingeengten Mutterlande keine Lebensmöglichkeit mehr haben, hat der kolonisatorischen Tätigkeit der Mächte oft genug den Stempel brutalen und grausamen Egoismus aufgedrückt.

Dies ist nun freilich niemals anders gewesen. Der Unterschied ist nur der, daß heute die Völker diesen Kräfteüberschuß über oft gewaltige Zwischenräume hinweg dort ansetzen, wo wirtschaftliche und politische Lage erhoffen lassen, daß sie nicht ohne Nutzeffekt verpuffen, während im Altertum und Mittelalter schon jede Ausbreitung eines Stammes oder Volkes über die anliegenden Grenzen, sei es im Sinn friedlicher Durchdringung oder auch gewaltsamer Eroberung, als kolonisatorische Tätigkeit anzusprechen ist.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, sind wir berechtigt, jenen geschichtlichen Vorgang, den wir als Eroberung Preußens anzusprechen gewohnt sind, die teils gewaltsame, teils friedliche Eroberung durch die Deutschordensritter, als größte Kolonisationstat des mittelalterlichen Deutschlands zu bezeichnen. Dieses weite Land zwischen Weichsel und Pregel, von heidnischen Pruzen dünn und spärlich besiedelt, noch durchsetzt von gotischen Volksplittern, die sich aus grauer Vorzeit in den Niederungen der Flüsse erhalten hatten, ein Land, weglos, von Urwäldern, Sümpfen und geringen, spärlichen Siedelungen bedeckt, ward das naturgegebene Objekt, an dem sich die Stoßkraft deutschen Willens, deutschen Lebens,

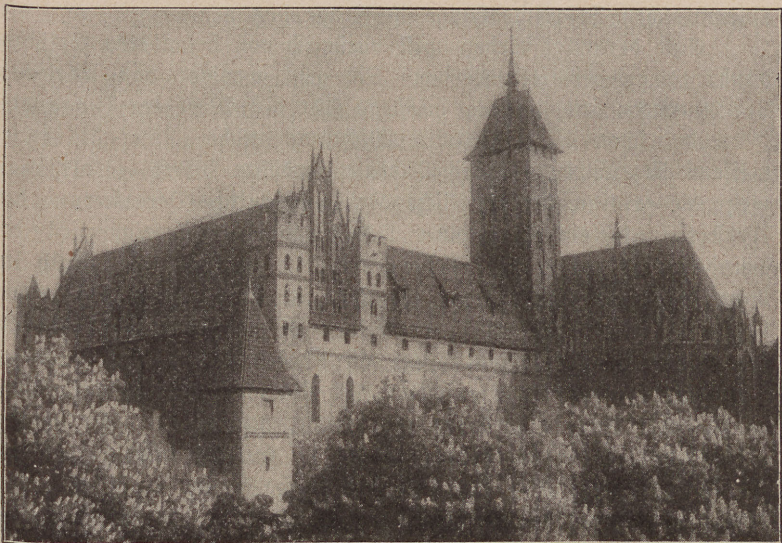
deutscher Sehnsucht früher oder später einmal mit Notwendigkeit erweisen und bewähren mußte. Immer einmal — so zeigt es uns die Beobachtung historischer Vorgänge stets aufs neue — geschieht es, daß irgendein zunächst kaum beachtetes Ereignis ungeahnte Folgen nach sich zieht, die Geschichte von Völkern und Erdteilen für Jahrhunderte in neue Bahnen zwingt.

Und es darf deshalb gesagt werden, daß in jenem denkwürdigen Jahre 1226, als die Gesandten des Herzogs von Masovien hilfe flehend vor dem Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, in Venedig erschienen, um seinen Beistand gegen die Preußen zu erbitten, das Pendel des Weltgeschehens einen Anstoß erhielt, dessen nachhaltende Schwingungen wir noch bis in unsere allerjüngste, allerlebendigste Gegenwart zitternd verspüren. Ob Hermann von Salza bereits in jenem Augenblick intuitiv den Plan faßte, in diesem für damalige Begriffe fast sagenhaft fernen und abenteuerlichen Lande östlich der Weichsel dem Orden einen weltlichen Staat zu erobern, wird niemals festzustellen sein. Die Tatsache bleibt bestehen, daß in jenen hundertundvierzig Jahren von 1230 — wo der Ordensritter Hermann Balk mit einer Handvoll Brüdern und Knappen an dem Ufer der Weichsel erschien — bis zum Jahre 1370, wo die furchtbar blutige Schlacht bei Rudau im Samland den Schlußstein legte zu der kraftvollen Umfassung gewonnenen Volkstums im Osten, Ursprung und Quelle liegt aller weiteren Entwicklung Preußen-Deutschlands. Und man wird vielleicht diesen Vorgängen im Osten für die spätere Gestaltung unserer Geschichte noch mehr Bedeutung beilegen müssen, als der Belehnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Mark Brandenburg, die — seltsames Spiel des Schicksals — fast in demselben Augenblicke erfolgte, da die Kraft des Ordens bei Tannenberg zusammenbrach.

Gerade ein Jahrhundert vorher hatte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz nach der inzwischen erbauten Marienburg verlegt. Dadurch erhielt die ganze Ordensgeschichte der Ostmark eine besondere Bedeutung, wurde sozusagen schon rein äußerlich betont und unterstrichen, daß sich im Osten des alten Deutschland ein neuer Brennpunkt deutschen Volkstums gebildet habe. Wie diese Burg selbst, unvergängliches Denkmal deutscher Baukunst, deutschen Kunstgewerbes und Handwerkerfleißes, uns späte Nachfahren an die Zeit der höchsten Blüte des Ordensstaates gemahnt, wie sie, als bewußte Uebertragung alter deutscher Kultur nach dem Osten, in den steingewordenen Rhythmen ihrer Remter und Kreuzgänge, in dem lebendigen Zierrat ihrer Mauern und Türme und Pfeiler, die schönste, feierlichste und wahrhaft erhebende Ver-

körperung echten deutschen Heimatsinns darstellt, so ist sie auf der anderen Seite, als Sitz des Ordenskonvents, durch mehr als ein Jahrhundert Mittelpunkt aller geistigen und künstlerischen Kultur des Ostens geworden.

Es ist nur natürlich, daß diese Bedeutung der Marienburg während eines selbst im geschichtlichen Sinne relativ langen Zeitraums, eine Bedeutung, die ebensosehr politischer Art war, wie sie auf der anderen Seite in geistiger Beziehung zu werten ist, die



Phot. Dr. H. Groß, Allenstein

Marienburg. Hochschloß, beide von SO.

In der Morgensonne. Pfingsten

Gedanken aller Deutschen, die irgendwie mit dem östlichen Siedlungsraum durch ihr Herz oder durch ihr Leben verknüpft waren, immer wieder an sich riß. In ihrer ganz klaren und unleugbaren Zwecksetzung, in dieser unbewußten, natürlich gewachsenen Verdichtung und Zusammenballung von Energie und Willen ganzer Generationen wurzelt die unvergängliche Schönheit des Hochmeisterschlusses.

Niemanden wird es deshalb in Erstaunen setzen dürfen, bei gelegentlichen Streifzügen durch die deutsche Dichtung immer wieder feststellen zu können, wie überaus häufig die Marienburg in unserer Literatur eine Rolle spielt, sei es, daß sie den örtlichen, historischen Hintergrund eines Romans oder eines Schauspiels bildet, sei es auch, daß der eine oder der andere ihrer Hochmeister zum Helden einer solchen Dichtung gemacht wird. Der verstorbene Danziger

Bruno Pompecki, der sich um die Durchforschung, Sichtung und Zusammenfassung der ostmärkischen, heimatlichen Literatur große und unvergeßliche Verdienste erworben hat, hat nicht nur bei jeder schicklichen Gelegenheit nachdrücklich darauf hingewiesen, wie nachhaltig der „Geist der Marienburg“ die in der Ostmark wurzelnde Dichtung beeinflußt und befruchtet hat, sondern er gibt uns auch in einem besonderen und sehr lesenswerten Büchlein „Die Marienburg in der deutschen Dichtung“ (Danzig 1913) eine gute und gewissenhafte Zusammenfassung aller Persönlichkeiten und Werke, die in einem solchen Zusammenhange in Frage kommen.

Eine derartige Arbeit will natürlich von besonderen Gesichtspunkten aus gewertet werden. Sie geht weniger von kritischen Standpunkten aus, würdigt nicht so sehr den Wert der Dichtungen — wobei schon dieser Begriff „Dichtung“ nicht immer die angemessene Bezeichnung solcher Literaturprodukte bildet — als vielmehr die geistige, landschaftliche oder geschichtliche Verankerung des Werkes in diesem Ort, seiner Vergangenheit und seinem Hintergrunde. Und wenn wir erfahren, daß ein gewisser Bergenroth im Jahre 1823 ein episches Gedicht „Die St. Marienburg“ erscheinen ließ, daß J. D. Szymanski im selben Jahre ein episches Gedicht desselben Titels veröffentlichte, daß fünfzig Jahre später Georg Günther ein Drama „Die Ritter von Marienburg“ verfaßte usw., so bedeutet dies dem Leser von heute, soweit er nicht gerade literarhistorisch besonders interessiert ist, zunächst rein gar nichts, ist ihm wahrscheinlich im weitesten Maße völlig Hekuba. Denn weder Szymanski noch Günther noch Bergenroth sind ihm bekannt, knüpfen an irgendwelche Vorstellungen in ihm an.

Doch ist dies schließlich auch nicht das Ziel, das in diesen Zeilen verfolgt wird. Es gilt vielmehr, nachdem einmal die Bedeutung der Marienburg einleitend kurz skizziert worden ist, aus der beträchtlichen Menge mehr oder weniger wertvoller Dichtungen und poetischer Versuche, die irgendwie mit der Marienburg verknüpft sind, das herauszufinden und hervorzuheben, was der oben erwähnten Bedeutung dieses Bauwerks gerecht wird, was also der Burg und ihren einstigen Herren, den Deutschordensrittern, einen symbolischen Charakter verleiht, was Burg und Ritter nicht als bloße nüchterne Fakta nimmt, die man mehr oder minder geschickt benutzt und verwertet, sondern gleichsam als pars pro toto, als Begriff gewordene Projektion gedanklichen Inhalts.

Wir gedenken dabei jenes feinen Wortes von Oskar Wilde: „Jede Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol“. Dieser Ausspruch ist mehr als der bloße Versuch einer kurzen Definition, er ist zugleich die Bezeichnung einer Aufgabe. Denn wahrlich, es kann ein ge-

schickter Meister der Sprache einen Roman unter Ausnutzung aller historischen und kulturellen Kenntnisse eines Vielwissenden in Italien spielen lassen und es entsteht doch ein Werk, das von der Seele der italienischen Landschaft nichts in sich birgt, nichts von der ewigen Sehnsucht des Deutschen nach diesem in Sonne und Schönheit ertrinkenden Süden. Und auf der anderen Seite wird etwa Goethes Mignonlied für alle Zeiten sich in unser Herz hineinschmeicheln als vollendeter Ausdruck eben dieser Sehnsucht, nicht nur um der rhythmischen Schönheit dieser paar Verse willen, sondern weil hier eine Idee ihren Reflex, ihr schimmerndes Spiegelbild in dem Gedicht findet.

Hierauf also käme es an: aus allem, was mit mehr oder wenig schöpferischer Kraft um die Marienburg geschrieben worden ist, das herauszufischen, was ihren Charakter, ihre Bedeutung, symbolisch vertieft, unterstreicht und erläutert. Von solchem Gesichtswinkel aus betrachtet, kann von vornherein alles, was lediglich die Marienburg und ihre Geschichte in mehr stofflicher Art benutzt, mit Fug und Recht ganz beiseite gelassen werden. Es ist ja einfach selbstverständlich, daß die abenteuerlich-romantische Geschichte des deutschen Ordens und seiner Hochmeister und Brüder, soweit sie durch irgendwelche Taten oder durch die Besonderheit ihrer Persönlichkeit in die Geschichte eingegangen sind, gerne von Schriftstellern und Dichtern zu Helden ihrer Schauspiele, Gedichte und historischen Romane gemacht wurden, ja immer wieder zu diesem Zwecke gewählt werden. Die Zahl derartiger literarischer Erzeugnisse ist beinahe unabsehbar. Allein mit Heinrich von Plauen, dem „letzten Helden von Marienburg“, haben sich neben zahllosen anderen auch ein Eichendorff, ein August von Koberg, Ernst Wichert, Walter Bloem, ja selbst Heinrich von Treitschke beschäftigt.

Unbeachtlich ist in diesem Zusammenhange aber auch jene Dichtung, die aus dem Orden selbst hervorgegangen ist, die mittelalterliche Dichtung, die durch Namen wie Nikolaus von Jeroschin, Wigand von Marburg, Hesler und Tilo von Kulm nur andeutend und ohne Anspruch auf Vollzähligkeit umrissen sei. Sie wurzelten in der Zeit, in der sie lebten, für sie konnte die Marienburg nicht das sein, was sie für uns wurde und ist: ein Symbol!

Um dies zu werden, mußte der deutsche Osten erst den Weg gehen, wie ihn die Geschichte uns aufweist. Es mußte erst der Zusammenbruch des Ritterordens kommen, die versuchte Verflawung des Landes durch das Lubliner Dekret, die ganze schmerzreiche Schicksalsgestaltung der Ostmark bis zur Teilung Polens, die endliche Wiedergewinnung deutschen Siedellandes durch Friedrich den Großen. Es mußte schließlich ein 1806 kommen, eine Zeit, die

das Volk verinnerlichte und es mit Sehnsucht die Blicke rückwärts lenken ließ zu jener Epoche, da das, was wir als spezielle deutsche und preußische Tugenden lieben und ehren, einmal blühende Wahrheit und leuchtende Gegenwart war.

Jedes Symbol muß eine Sehnsucht in sich bergen und verschließen. Aus dieser Sehnsuchtsstimmung heraus erwuchs, um den Beginn des vorigen Jahrhunderts, des deutschen Kaiserherolds Mar von Schenkendorf Gedicht „Das eiserne Kreuz“. Schenkendorf ist gewiß keiner von unseren Großen, trotz mancher schöner und wohlgelungener Verse, aber die Stimmung seines Volkes und seiner Zeit hat er wie wenige andere erfasst und mitgeföhlt. So findet er auch in diesem Gedicht fast intuitiv eine feine Parallele zwischen dem alten Kreuz der Ordensritter und dem vom Preußenkönig zu Beginn der Befreiungskriege neu gestifteten Orden des eisernen Kreuzes, eine Parallele, die er bewußt und auch dem Worte nach ins Symbolische, Bildhafte, umbiegt, wenn er singt:

Heil'ges Zeichen ward erlesen
fern im weissen Morgenland,
und nach seinem tiefften Wesen
ward es deutsches Kreuz genannt. . . .

und später:

War das alte Kreuz von Wollen,
eisern ist das neue Bild,
anzudeuten, was wir sollen,
was der Männer Herz erfüllt.

Als dieses Gedicht geschrieben wurde — das darf niemals vergessen werden — da war die Marienburg noch eine traurige und schöne Ruine, über die der Sturm der Jahrhunderte und die Gleichgültigkeit von Generationen verheerend und zerstörend hinweggebraust war. Aber gerade auch Schenkendorf ist es gewesen, der schon 1803 für die Wiederherstellung der Marienburg Lanze um Lanze gebrochen hatte, lange bevor von Schön und Eichendorff die Verwirklichung dieser heiligen Aufgabe in die Hand nahmen.

Nicht viel später — in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — schrieb Wilhelm Hauff, der Frühvollendete, seine Novelle „Die letzten Ritter von Marienburg“. Der künstlerische Wert dieser in der Gegenwart des Dichters spielenden Novelle, in die der Inhalt eines Romans aus der Zeit des Zusammenbruchs des Ordens in nicht gerade sehr geschickter Weise hineinverwoben ist, wird auch von den begeistertsten Freunden Hauffs nicht aufrechtzuhalten versucht. Hauff hat vielleicht etwas dazu beigetragen durch die von ihm im Jahre 1827 veröffentlichte Selbstkritik, die noch

heute in ihren wesentlichen Punkten volle Beachtung verdient. Immerhin scheint es wichtig, auch an dieser Novelle darzulegen, wie sehr bereits damals die Marienburg, vordem durch Jahrhunderte kaum bekannt, ja, von weitesten Teilen des deutschen Volkes völlig vergessen, begann, Symbol einer bestimmten politischen oder geschichtlichen Weltanschauung zu werden. So läßt Hauff den Alten — Bunker — in Bezug auf den Roman „Die letzten Ritter von Marienburg“ sagen:

„Es ist die Geschichte der Meinungen, es sind die Schicksale gewisser Prinzipien, die wir kennenlernen wollen.“

Und indem Hauff durch den Ausleger der Dichtung, die der Novelle den Namen gegeben hat, darauf hinweist, daß in jener Zeit der deutsche Orden bereits unmittelbar vor dem Zusammenbruch stand, daß sich der Verfall des ritterlichen Geistes ebenso wie der der Burg unmittelbar anschlossen, betont er zugleich in Bezug auf den von ihm erdachten, imaginären Dichter der Ritterromans, den er Hün oder Palvi nennt:

„Er baut aus den Trümmern jenes gestrandeten Schiffes (der geistigen und materiellen Kultur des Ritterordens) eine Hütte, worin sich bequem wohnen läßt.“

Auch hier also treffen wir wieder auf eine ideelle Wertung der Marienburg und ihrer Geschichte, wie es uns ähnlich schon bei Schenkendorf ergangen ist. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß Hauff als Vertreter der Romantik par excellence — nie veraltend, obgleich er die Ausmaße anderer Dichter dieser Epoche nicht ganz erreichen konnte — Eichendorff, der Spätromantiker und Schenkendorf, dieser Richtung nahestehend, ohne ihr verfallen zu sein, sich auf diese Art begegneten. Und wenn wir deshalb als Vierten aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts Zacharias Werner anführen, um ein Menschenalter vor Hauff geboren und doch sein Zeitgenosse, so liegt darin zwar kein Programm, aber doch die höchst auffallende Projektion einer geistigen Einstellung in das Sichtbare und Anschauliche. Haben wir bei Schenkendorf oder Hauff mehr die örtliche Anlehnung und Benutzung der Marienburg in ihrem realen Dasein als Unterlage der Dichtung sehen können, so steigert sich das Symbolische und Sinnbildliche in Werners Dichtungen derart, daß die geographische Beengung auf einen bestimmten Raumpunkt — und wäre es gleich die Hochmeisterburg — nur eine nachgeordnete Rolle spielt. Ihm gilt das greifbare Problem dieser langsam in Trümmern fallenden Stätte an der Nogat wenig im Vergleich zu dem, was ihm die Geschichte des Ordens schlechthin bedeutet. Eben deshalb aber darf gerade Zacharias Werner hier nicht vergessen werden. Denn schon unsere Thematikstellung „Die Marienburg als

Symbol . . .“ nötigt zu weiteren Umblicken, zumal die Burg selbst wieder den deutschen Orden umschließt oder umgekehrt. Und es ist fernerhin zu bedenken, daß der doppelte Sinn jener vor mehr als hundert Jahren einsetzenden ostdeutschen Bewegung, dieser Sinn, der sich sowohl als Bedürfnis nach einer seelischen Wiedergeburt des Menschen als auch als bewußter Drang nach einer Verankerung von Fühlen und Wollen in der großen Vergangenheit der ostmärkischen Erde manifestiert, gerade in Zacharias Werner am lebendigsten, am bezeichnendsten in Erscheinung tritt.

Diesem romantischen Stil, diesem neuen Menschen, der um jene Zeit geboren wurde, war der zweite Teil von Werners Doppeltragödie „Die Söhne des Tals“, den er „Kreuzesbrüder“ nannte, zugekehrt. Ihr Gegenstand war der Verfall des Tempeler-Ordens. Aber, unbekümmert zuweilen um das nackt und nüchtern Geschichtliche, läßt Werner den Talbund, die seltsamen und geheimnisvollen Obern der Tempelritter, den Orden opfern, damit er, der seinen früheren Zweck nicht mehr erfüllen kann, im Untergange neu und herrlicher auferstehe. Als echter Mystiker erhöht also der Dichter die realen Vorgänge ins Symbolische, Gleichnishafte; was er mit dieser Dichtung zuwege bringt, ist schließlich die wundervolle, plastische Gestaltung dieses schönen und beglückenden Gedankens, daß aller Völkertod Quelle und Ursprung ist eines neuen Lebens, daß aus Trümmern Neues und Schöneres emporblüht.

Diesen Gedankengang, befruchtet noch durch eine andere Vorstellungskette, daß nämlich das ostdeutsche Siedlungswerk eine Blutfrage sei, nur zu erfassen aus den spezifischen Zuständen und der historischen Entwicklung des deutschen Ostraums, hat Zacharias Werner dann in einem anderen Stück „Das Kreuz an der Ostsee“ künstlerisch zu bewältigen gesucht. Es handelt sich also hier um einen ähnlichen Anschauungskreis, wie wir ihn im Eingange dieses Aufsatzes andeuteten, und wenn auch die realen Verknüpfungen mit der Marienburg oft gering sind, so drängen sich doch die ins Symbolische gesteigerten Zusammenhänge um so deutlicher auf und bilden die Bindung zu allem, was über spätere Dichtungen anderer von diesem Gesichtswinkel aus noch zu sagen wäre.

Die ganzen folgenden Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben das Problem, das uns hier beschäftigt, nicht wieder losgelassen. Und wenn auch zugegeben werden muß, daß, wie schon einmal betont, die meisten der Schriftsteller, die sich in irgendeiner Form mit der Marienburg beschäftigten, sich ihre Aufgabe leicht machten und sich mit der Ausmalung des historischen Hintergrundes, der mehr oder minder geschickten Ausschmückung irgendwelcher bedeutsamer Vertreter des Ordens begnügten, so ist doch darüber hinaus die

symbolische Bewertung der Marienburg in einer Reihe beachtlicher Dichtungen deutlich genug nachweisbar.

Unter den Erzählern ist es in erster Linie Gustav Freytag, der dem Problem des Ostens, verkörpert in der Marienburg und ihren einstigen Bewohnern, seine Aufmerksamkeit schenkte und in seinem Roman „Die Brüder vom Deutschen Hause“ dem geschichtlichen Gegensatz deutschen und slawischen Blutes und den Entscheidungen, die aus dem Zusammenstoß zweier so verschiedenartiger Völkerpsychen auf ostmärkischem Kolonialboden erwachsen, einen deutungsreichen und poetischen Ausdruck verleiht.

In den letzten Jahrzehnten sind es — neben dem Erzähler und Dramatiker Ernst Wichert, der durch seine vielgelesenen Romane, die überwiegend in der ostmärkischen Vergangenheit spielen, die Geschichte des deutschen Ordens in erfreulicher Weise populär gemacht und so unendlich viel für die Werbung des Interesses an Deutschlands östlichsten Provinzen getan hat — vor allem die Lyriker, die sich der Marienburg als eines dankbaren Stoffes bemächtigten. Es ist auch hier viel Belangloses und Unwesentliches geschrieben worden — wie könnte es anders sein! — aber daneben auch einiges von bleibendem Wert. Immer, selbst in der mehr auf äußere, dramatische Wirkungen gerichteten „Metze von Marienburg“ von Felix Dahn, ist es das schon bei Zacharias Werner aufgewiesene Blut- und Rassenproblem, verbunden mit den ethischen Forderungen, wie sie der Orden in seiner besten Zeit nicht nur aufstellte, sondern auch erfüllte, die hier Ausdruck finden.

Problem des Ostraums, der Ostsiedelung, als schaffender, faustischer Tat! Nirgends knapper, schöner und ergreifender gestaltet, als in Agnes Miegels prächtiger Ballade „Heinrich von Plauen“. Was sagt doch dort der Hochmeister in seinem Selbstgespräch, in Gedanken an den schwachen einstigen Freund Ludwig von Erlichshausen:

Und ich rief und war heiser von blindem Zorn:
 „Bruder Ludwig, dein Hengst zerstampft das Korn!“
 – Groß sahst du mich an. Dann hast du gelacht.
 Was war euch andern die Mark im Norden?
 Eine Forst zum Jagen, ein Platz zum Turnei.
 Eure Ehrfurcht stillte der deutsche Orden,
 eure adlige Armut machte er frei.
 Ich aber, der still hier oben verderbe,
 ich kam in dies Land wie in mein Erbe.
 Jeden Fuß breit Boden hab' ich geliebt!

Mit diesem Wort: „Jeden Fuß breit Boden hab' ich geliebt!“ hat die Dichterin den tiefsten Sinn des Marienburgsymbols erschlossen.

Denn darauf kommt es an: die Liebe zu diesem blut- und schweißgetränkten Boden der Ostmark zu wecken, immer aufs neue zu hegen und zu fördern. Mit diesem Dichterwort schließt sich der Ring unserer Betrachtung zu einem einheitlichen Bilde. Uns ist die Marienburg mehr als nur ein schönes Baudenkmal, sie ist und soll sein ein Weckruf und eine Fanfare, ein Wahrzeichen dessen, was deutsche Kraft und deutscher Wille hier an einer öden Wüstenei, an einem brachliegenden Lande geleistet haben.

Ein Weckruf, heute lauter, dringender und nötiger als je zuvor. Heute, wo wir weite Teile der Ostmark verloren haben, gilt es, sich zu erinnern, daß an dieser Ecke alle anderen Fragen ihre Bedeutung eingebüßt haben. Man mag vom nüchternen, realpolitischen Standpunkte aus über die Rechte und Ansprüche Deutschlands oder Polens an die Ostmark sprechen und denken wie man will — im letzten und tiefsten Grunde entscheidet über die Zugehörigkeit eines Landes nicht die augenblickliche Machtkonstellation, sondern der Grad der Liebe zu dieser Erde. Und die größere Liebe war bei den Deutschen, die in der Zeit ihres Besitzes dort, wo vorher und nachher Morschheit und Trümmer herrschten, blühende Siedelungen schufen. Die sich die Ostmark zu eigen machten mehr durch die friedliche Arbeit des Pfluges, als durch die blutige Tat des Schwertes.

Dieses Bewußtsein ist die beglückende Hoffnung, die uns die Marienburg gibt. Eine Hoffnung, die keine Augenblicksgeschichte uns rauben kann, die so lange leben wird, wie sich die Mauern der Marienburg in dem Wasser der Nogat spiegeln. Das ist die Ewigkeitswirkung der Kulturtat der Ordensritter, die Agnes Harder in solche Verse kleidet:

. . . Es zerbrach ihr Haus,
da sie gewirkt, wozu man sie berufen.
Nun geh zur Burg! Doch zieh die Schuhe aus,
denn heilig sind uns Deutschen ihre Stufen! . . .

Spruch aus der Kronike von Kruzinlant

O mildir got, gehilf uns dar
dâ wir in diner clarheit clar
mit dir voreinet minneclich
an underbruch beschouwen dich
und dir lobsingen immer me.
amen und benedicite.

Nicolaus von Jeroschin

Das Rathaus in Marienburg

Von Oberbaurat Dr. Bernhard Schmid

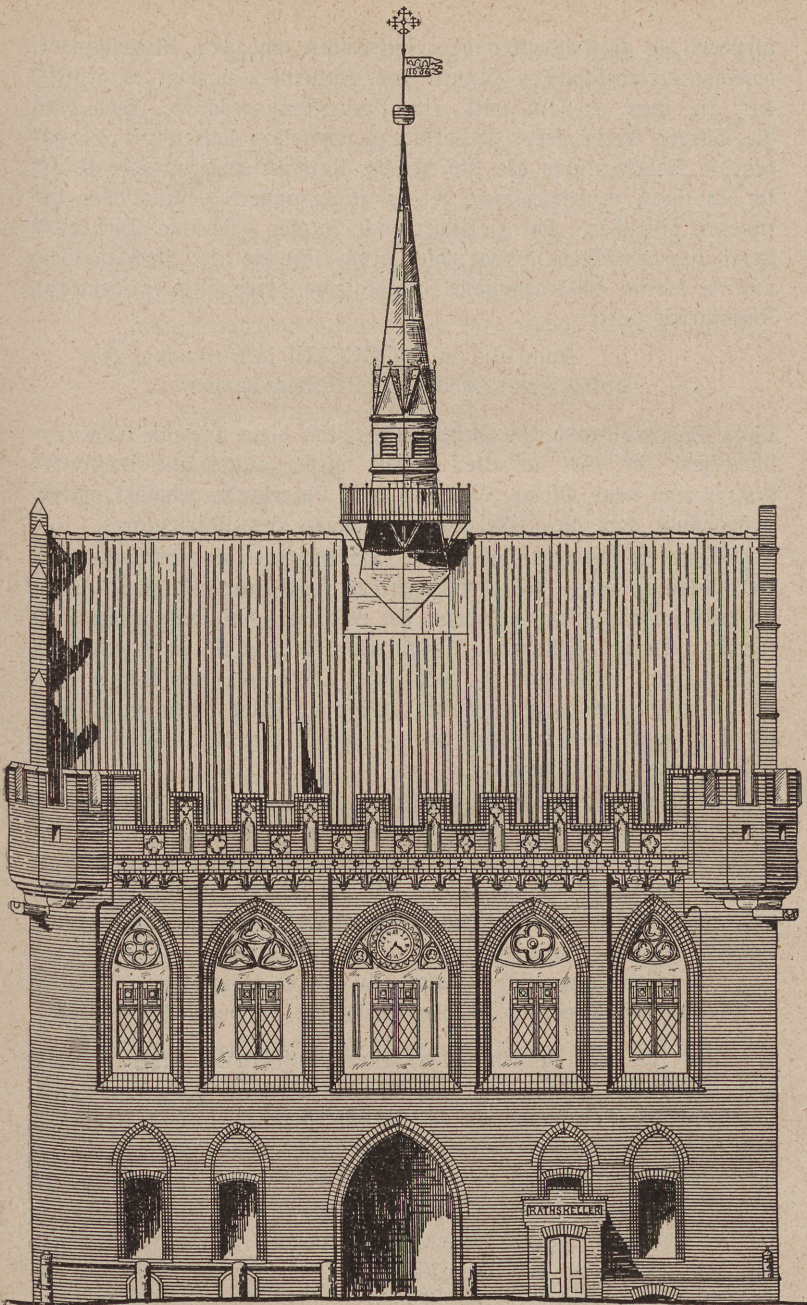
Zu den wertvollsten Baudenkmälern des deutschen Ordenslandes Preußen gehört das Marienburger Rathaus, das in allen wesentlichen Teilen gut erhalten ist, eine steinerne Urkunde der viele Jahrhunderte alten Stadtgeschichte. In der Zeit, als es entstand, war die Gemeindeverwaltung viel einfacher als heute, mit einem bescheidenen Mindestmaß von Schreibwerk und Formvorschriften, aber sie hatte einen ausgedehnteren Wirkungskreis. Handel und Handwerk betrachtete man als Dienst an der Allgemeinheit, nicht als private Tätigkeit, und sie wurden von der Allgemeinheit, d. h. genauer ausgedrückt, von der Bürgerschaft und dem von ihr gewählten Rat, organisiert und beaufsichtigt. Daher dient das von der Gemeinde errichtete Verwaltungsgebäude ebenso als Kaufhaus = mercatorium, wie als Rathaus und Dinghaus (Ding-Gerichtsstätte) = praetorium. So war es auch in Marienburg. Schon die Handfeste von 1276 überläßt der Stadt den Nutzen aus den Brotbänken und den Fleisch-Scharren, und nur von den letzteren waren jährlich vier Steine Talg an den Orden als Abgabe zu entrichten. 28 Jahre später, 1304, wird diese Bestimmung abgeändert. Jeglicher Zins in der Stadt, sei er von den Brotbänken und Fleischer-Scharren, auch jede andere öffentliche Einnahme sollte fortan je zur Hälfte der Stadt und dem Orden zufließen.

Für diese Erhöhung der Ordenseinnahmen versprach der Orden, künftig die Hälfte der Baukosten öffentlicher Gebäude selbst zu tragen. Vielleicht war damals, schon vor 1304, das erste Rat- und Kaufhaus entstanden, das uns aber nicht mehr erhalten ist. In der 1233 gegründeten Altstadt Thorn wird das Kaufhaus 1259 genehmigt. Graudenz, dessen Handfeste 1291 verliehen ist, hat 1313 schon das zweite Kaufhaus. Die erste urkundliche Erwähnung des Rathauses finden wir 1365 in der Stadt-Willkür. 1380 verlieh der Hochmeister Winrich von Kniprode der Stadt eine neue Handfeste, und zugleich verwandelte er in besonderer Urkunde den bisher je nach der Zahl der Bänke veränderlichen Zins der Brot-, Fleisch- und Schuhbänke und allen sonstigen Zins in der Stadt in eine feste Abgabe von 70 Mark; dafür sollte der Orden aber nicht mehr pflichtig sein, zum Neubau oder zur Instandsetzung der zinsbringenden städtischen Gebäude beizutragen. Ein Gleiches war 1378 in der neuen Handfeste der Stadt Danzig festgesetzt; zugleich gestattete der Hochmeister Winrich von Kniprode den Danzigern in besonderer Urkunde, den Bau eines Kaufhauses noch zwanzig Jahre auszusetzen. Der Neubau eines vorwiegend für die Ratsverwaltung und das

Gericht dienenden Rathhauses begann aber in Danzig sofort, im Jahre 1379. Die Gleichartigkeit der Privilegien und eine gewisse Aehnlichkeit in der Bauanlage der beiden Rathhäuser berechtigen zu der Annahme, daß auch Marienburg sein neues Rathaus bald nach der Handfeste von 1380, etwa 1380 oder 1381, begonnen habe. Dieses ist das noch stehende Rathaus. Es enthält im Obergeschoß zu beiden Seiten des Flures zwei schön gewölbte Räume von quadratischem Grundriß; die Seitenlänge derselben beträgt etwa sieben Meter, das sind rund 24 Fuß kulmischen Maßes. Besonders eindrucksvoll ist die Ratsstube am Südgiebel, deren vier Kreuzgewölbe von einer kräftigen Granitsäule getragen werden. Mehrere Wand-schränke für die anfangs sehr kleine Registratur zeichnen sich durch ihre reichverzierten Türbeschläge aus. Der andere Raum — jetzt die Kasse — war einst die Schöffenstube. Nach kulmischem Rechte, das der Stadt am 2. März 1380 ausdrücklich verliehen wurde, waren Rat und Schöffen zwei getrennte Kollegien. Hinter der Schöffenstube lag eine alte Feuerungsstätte, die vielleicht einen Herd oder das Vorgelege eines Ofens enthielt. Hinter der Ratsstube liegt eine kleine Schreiberkammer. In den Flur war auch unter dem Gewölbe die erst 1897 beseitigte Uhrkammer eingebaut. Es ist bezeichnend für die Anspruchslosigkeit jener Zeit, daß der Ausgang von der unteren Flurhalle nach diesem Hauptgeschoß lediglich durch die Wendeltreppe vermittelt wurde.

Das Erdgeschoß hat an dem Laubengange zwei Gewölbe, die einst vier Brotbänke enthielten: das ist jetzt die einzige Andeutung eines Kaufhauses. Man hatte aber, wie in Danzig, auch hier den Bau eines solchen geplant. Verzahnungen an der Ostmauer und der große, profilierte Spitzbogen an der Ostseite des oberen Flures verraten uns diese Absicht, die aber nach der Katastrophe von 1410 in massiver Bauweise nicht mehr zur Ausführung kam, und so blieb dieser Bau ein Rathaus schlechthin. Aus der Bäcker-Rolle geht aber doch hervor, daß 1425 dreißig Brotbänke im Rathause waren. Von dem ältesten Kaufhause, das wohl ein Fachwerkbau war, blieb also der hintere Teil, bis zur Fleckgasse hin, noch stehen; in unbekannter Zeit, ausgangs des Mittelalters, ging dieses Kaufhaus mit den Brotbänken zugrunde. Daß hier der Brennpunkt des wirtschaftlichen Lebens war, davon zeugen heute auch die Namen der Krämer- und der Hökergasse und die Lage der Fleischbänke hinter der Hökergasse, die 1698 als hauffällig beschrieben werden. In der unteren Flurhalle des Rathauses hing an mächtigem (erst 1897 beseitigtem) Holzbalken die Ratswage.

Das Aeußere verdankt seine Schönheit der klaren Gesetzmäßigkeit des Aufbaues. Unten der Laubengang, oben in großen Bogen-



Rathaus in Marienburg

(Aus dem Buche „Die Denkmalspflege in der Provinz Westpreußen“, 1804—1910)

blenden die fünf Fenster der Amtsstuben und des Mittelganges, darüber die wehrhaften Zinnen und Ecktürme: so zeigt es deutlich das an, was es sein will, ein Verwaltungsgebäude. Doch sind die Zinnen keine leere Dekoration, zweifellos hatten die Bürger des 14. Jahrhunderts die Absicht, ihr Rathhaus auch mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, sei es gegen äußere Feinde oder bei inneren Unruhen. Ein zierlicher, mit Kupfer gedeckter Dachreiter steigt aus dem Dache empor; hier hing einst die alte Stundenglocke und die kleine, 1453 gegossene Bürgerglocke, deren Hals ein deutscher Reimspruch zierte:

Anno dni im MCCCCLIII iare
got hilf vns in der engil char. amen.

Beim Dachstuhlbrand des Jahres 1899 sind diese Glocken leider geschmolzen; der 1901 in alter Gestalt wieder aufgebaute Dachreiter bekam eine neue Glocke, die 1917 dem Vaterlande geopfert wurde. Jetzt hängt dort die 1838 gegossene Glocke des Marientores.

Nach den schweren Jahren des Städtekrieges und besonders der Verteidigung von 1457–1460 wurden auch am Rathause Ausbesserungen vorgenommen, denn der Südgiebel hat spätgotische Stilformen. An den Keller baute man um 1500 ein Stübchen mit reich gegliedertem Zellengewölbe, wohl als Trinkstube der Ratsherren; wir können daraus entnehmen, daß im Keller schon von jeher Wein gelagert und verzapft wurde, obwohl die urkundliche Ueberlieferung erst später beginnt.

In dem Saale des sonst kunstlosen Anbaues von 1729 hängt ein altes Oelbild des 17. Jahrhunderts, das einst die Gerichtsstube zierte, eine Allegorie auf den Frieden von Oliva 1660. Zwei Frauen gestalten in antiker Tracht reichen sich die Hände, was sie darstellen, besagt der einer gleichzeitigen Friedens-Gedenkmünze entnommene Spruch:

Felix terra fides pietati ubi iuncta triumphat
(Glücklich das Land, wo Glaube, vereint mit Frömmigkeit herrscht.)

Was sich nun in den vergangenen fünfeinhalb Jahrhunderten hier abgespielt hat — das auch nur anzudeuten, hieße die ganze Stadtgeschichte skizzieren. Es fesselt uns schon allein der Bau, der, trotz harter Eingriffe in seinen Bestand, doch überall die alte Raumform und Einteilung hat, der innen wie außen noch das Antlitz, das er zur Ordenszeit zeigte, zur Schau trägt. In Danzig und Thorn hat der Reichtum späterer Zeiten, in Thorn auch Brand und Umbau, manches verändert, in Marienburg tritt uns die Blütezeit des Ordens, die den Hochmeisterpalast schuf, auch in einem köstlichen Bau- denkmale, dem Rathause, lebendig vor Augen.

Steigen wir noch einmal die enge Wendeltreppe empor, und lassen wir uns von dem „Rats-Boten“ in die Ratsstube geleiten. Alte Zeiten tauchen vor uns auf. Es ist das Jahr 1398. Das Rathhaus steht seit wenigen Jahren in neuer, stattlicherer Gestalt. Droben auf dem Ordenshause, da hat der Orden seine Verwaltungsbücher schon längst neugeordnet, Zinsbücher und Handfestenbücher angelegt, die Rechenschaft der Amtleute in das Aemterbuch schreiben lassen u. a. m., nun will ihm die Stadt nicht nachstehen. Der Stadtschreiber legt uns einen Pergamentband vor, der also anhebt:

Anbegynner diesis buchs sint die erbarn radtmannen hir-
noch geschreben

burgermeister Johannes Scholcz van Wildenberg,
Thomas Witte sin kumpan,
Petir Eckart, Lucas, Hanes Blume, Niclos Tzimirher,
Kuncze Stregen

und ist das burgerrechtbuch geschreben und begunnt anno domini
1398.

Hier sollten alle verzeichnet werden, die das damals wichtigste politische Recht, das Bürgerrecht, gewannen. „Auch soll man fürbaß mehr in zukünftigen Zeiten keinem Preußen noch einem Undeutschen Bürgerrecht geben“ — das war Ortsgesetz, so steht es in der 1365 begonnenen Willkür, die uns in einem zweiten Bande gleichfalls vorgelegt wird. Mit kunstvoll geschmiedetem Schlüssel wird der Wandschrank geöffnet, hier ruhen wohlverwahrt die Handfesten von 1304, 1346 und 1380, deren schöne klare Schrift wir bewundern, und bei ihnen das damals schon alte Ingesiegel mit den drei Türmen und dem Ordensschild.

„Sigillum civium in civitate Marienburg“, lesen wir mit Ehrfurcht auf diesem ältesten Zeugen eigenen städtischen Rechts. „Siegel der Bürger in der Stadt Marienburg.“ Leider ist der Doppelsinn des Wortes Civitas, als Stadt und zugleich Bürgerschaft unübersetzbar, so sehr waren Stadtverwaltung und Bürgerschaft ein und dasselbe.

Wir gehen hinüber in die Dingstube, treffen dort den Schulzen, den Richter der Stadt, vor dem Schöffenbuche sitzend und blicken ihm über die Schulter: „Item man sal wissen daz Peter Nukremer uns in gehegitem Ding geoffenbart hat, wie her czu Räte mit siner Evrouwen were geworden czu stiften gote czu lobe eyne Messe in der Kircken czu Marienborg . . . Daz czeugen Richter, Scheppen und eyn gehegit Ding.“ Alle Akte freiwilliger und strittiger Zivilsachen wurden hier gewissenhaft eingetragen*).

Alte, längst verklungene Namen bekommen wieder Gestalt, wir lesen und lesen, und vergessen die Zeit, bis der tiefe, klangvolle Ton der Desperglocke uns mahnt, heimzugehen.

Vespera jam venit, nobiscum criste maneto**)

(Siehe, der Abend kommt, ach bleib' doch bei uns, o Christe!)

War es nur ein Traum? Ist es nicht auch für uns noch lebendige Wirklichkeit, wenn wir die alten Bücher, die ein günstiges Geschick uns erhalten hat, durchlesen? Dann werden die altersgrauen Mauern und die kunstvollen Gewölbe belebt mit den Gestalten unserer Vorfahren, die hier im Räte oder auf der Schöffenbank saßen. Wir finden Männer, die in zäher Tatkraft hohe Ziele verfolgten, bis zur Hingabe eigenen Lebens, die klug im Kaufmannshandel, emsig in der Werkstatt waren, Menschen, die edlen Sinnes waren, aber auch solche mit bösen Leidenschaften, wir finden Freude an fröhlichem Scherz und nüchterne Rechthaberei — alles wie bei uns! Unabhängig von der äußeren Lebensform haben sie dieselben Fehler und Vorzüge wie wir Heutigen, diese rein menschlichen Eigenschaften schlagen die Brücke von der Gegenwart zur Vergangenheit, und mit innerem Gewinn verweilen wir eine Stunde im alten Rathaus von Marienburg.

*

Auch Marienburg hat, was bisher wenig bekannt war, seinen Artushof gehabt. In der 1365 begonnenen Willkür befindet sich ein späterer Zusatz, noch aus dem 14. Jahrhundert „Item das Burgerding sal man halden off dem Koningartushofe“. Sodann wird 1440 im Schöffenbuche als Ortsangabe erwähnt, daß die Witwe des Pater Eckhart (1398—1424 als Ratmann nachweisbar) ein Haus beim Koningartushofe besitzt. Dieses sind die beiden einzigen urkundlichen Hinweise auf den Artushof, die bis jetzt bekanntgeworden sind. Wahrscheinlich lag er auf dem Grundstück Hohe Lauben 21, an der Ecke der Gildegasse. Nach einem Vermerk in alten Grundbuchakten lag hier das Gildehaus der Tuchmacher, richtiger wohl der Tuchhändler oder Gewandschneider, die im Mittelalter mit die angesehensten Kaufleute waren. 1786—87 wurde in diesem städtischen Hause ein Bethaus eingerichtet, das 1899 abbrannte. Jetzt ist es im Privatbesitz der Firma M. Coniger & Söhne. Der verheerende Krieg von 1454—1466 hat wohl den Bruderschaften, die im Artushofe saßen, ein vorzeitiges Ende bereitet, während unsere Nachbarstadt Danzig noch heute den Artushof und die alten Banken-Bruderschaft besitzt.

*) Alles bisher Genannte hat sich bis heute wohlverwahrt im Stadtarchiv erhalten.

**) Frei nach dem Evangelium Lucas, Kap. 24, V. 29. Die Glocke ging 1899 zugrunde.

Pfleger des Deutschgefühls

Von Carl Meißner

Als Wilhelm Kozde mit seiner kleinen jungen Schar der „Adler und Falken“ im deutschen Osten war, sprach er in seinem Vortrage über „die Erneuerung des deutschen Menschen“ den harten Satz: Wir sind im Augenblick nicht fähig, etwas aus innerer Glut heraus zu schaffen, weil wir bis zuletzt zu sehr nach fremden Vorbildern schauten und darüber die eigenen viel wertvolleren vergaßen. Wir sind nur noch „ein ungeordneter Haufen deutsch redender Menschen“.

Es sträubt sich in jedem einzelnen, der sich besser zu halten strebt, etwas dagegen. Aber wenn er um sich schaut über die kleinen Kreise hinaus, die mit ihm eines Wesens und Willens sind, so sagt er bitter: „Das ist doch wahr!“ Von der höchsten Anspannung zur tiefsten Abspannung. Welches Volk der Welt hat sich gewehrt wie wir im Weltkriege? Und dann hat zielverlorene Schwachheit und blinder Innenhader in sieben bösen Jahren die letzte Macht vertan. Hier der deutsche „Hoffelbold“, der immer noch auf der anderen Anstand rechnet, so oft er schon falsch gerechnet hat, der in das „Lockgarn von Locarno“ geht, dort die Gleichgültigkeit der Masse, die nur noch irgendwie ihr Ichschifflein durch die Strudel der Zeit steuern will.

Schon im Einzelleben ist nicht der Widerpart der Freude, der Schmerz, der Zerstörer menschlicher Kernwerte, sondern die Gleichgültigkeit. Das gilt noch schlimmer, wenn ein Volk von dieser hoffnungsarmen Stumpfsinnskrankheit, die alle Phasen vom Leichtsinn bis zum Selbstmord einschließt, ergriffen wird. Sie ist trotz allen erregten Parteigeschreis der schwere Stempel dieser Zeit.

Dem Deutschbewußtsein im Sinne von Selbstbewußtsein leiht diese Zeit wenig Stütze. Was zu retten und zu pflegen ist, ist das Deutschgefühl. Es bleibt das kulturelle Mittel und die Erinnerung: Was „war einmal?“ — Weit über das „literarische Interesse“ hinaus werden uns die Bücher wert, die den Dienst an dieser Sache tun. Ihre Zahl wächst.

I.

Uneigennützige Verwendung von geistiger Kraft im Dienst einer Sache verlangen wir vom wissenschaftlichen Arbeiter. Aber gibt es nicht auch ein großes Gebiet, wo der Dichter und zwar der wissenschaftlich geschulte Dichter solche Arbeit zu leisten hat? — Zwischen unserm Volk und seiner Sagenwelt klappt ein Riß. Der Ueberzahl sind die alten Mären entrückt. In der Edda, in dem Nibelungenlied fühlt sie sich bei wörtlicher Uebertragung der überlieferten Form

von zu vielem schon angefremdet. Nun greifen unsere Dichter ja nicht selten zu den alten Stoffen. Aber das Recht auf dichterische Freiheit, die natürlich „modernisiert“, und die Ehrfurcht vor dem Gegebenen vertragen sich nicht. Auf der anderen Seite gibt es dann die Bearbeiter unseres wackeren Studienrattypus, die wohl mit wissenschaftlicher Schulung aber unzureichender Dichtergabe an die Rettung des Volksschatzes herangehen.

Das Sehen dieser Aufgabe mag es gewesen sein, was Leopold Weber dazu gebracht hat, sich als Zweiundvierzigjährigen auf die Universitätschulbank zu setzen und dann als Doktor der Germanistik zu promovieren. Weber — älteren Kunstwartlesern wohlbekannt — ist ein starker selbständiger Dichter. Seine „Traumgestalten“ — 1900 bei Diederichs, nun mit zehn farbigen Bildern von Ernst Kreidolf im Rotapfel-Verlag, Zürich, erschienen — sind tief aus der Traumseele geschöpft, sind gebadet in einem mächtigen Naturgefühl, das doch Zartestes kennt und stehen in ganz eigenwüchsiger Leiblichkeit da, der das Volkstum der Bergwelt die Form gibt. Vertiefte stark männliche Stimmungen berühren seelischen Urboden. Märchen-spuk bildende Gestaltungskraft formt so phantastisch realistische Humorjuwelen wie „Die Spieler“.

Das ist der Dichter, der seit nun bald zehn Jahren zugleich als geschulter Germanist an der treuen Erneuerung unserer Mythenwelt arbeitet. „Die Götter der Edda“ (Mufarion-Verlag, München) aus der Vers- und Prosa-Edda schöpfend, machten in Versgestalt diesen Teil der Edda wieder schlackenlos lebendig. In zwei kleinen Prosabüchern „Asgard“ und „Midgard“ (Thienemann, Stuttgart) hat er dann die Götterwelt und die Heldenjagen des Nordlandes für jüngere Jahre so dargestellt, daß wir durch eine Rahmenerzählung besser und näher in die großen Gebilde hineinschauen. Im vergangenen Jahre hat er mit seinem „Dietrich von Bern“ (Thienemann, Stuttgart) eine noch viel schwerere Aufgabe meisterlich gelöst. Schwer war die Aufgabe aus mehreren Gründen. Die Dietrichsage ist verstreut. Seine Gestalt steht am Schluß der Nibelungen auf, lebt im Hildebrandslied der nordischen Dietrichsage und lateinischen Ueberlieferungen. Das zwang zu größerer Selbständigkeit — ohne Untreue gegen die alten Quellen. Dieser Prozeß des Zusammenwachsens ist geglückt. Das Werk ist einheitlich, so breit das Weltbild ist, das es aufrollt: Hier Ermenrich, der Gotenkaiser in Rom, der Blutsäufer, da Dietmar und Dietrich, sein Sohn in Bern, die Harlungen in Breisach, dort in Worms die Nibelungen und fern in der Donau-steppe Etzel, der Heunenkönig. Mit überschauender Kunst ist das ineinanderggebaut. Und ein noch Schwereres ist erstaunlich gut gelungen. In diese doch schon irdische Wirklichkeit der Heldenwelt

ragt die Ueberwelt hinein, hier im Alpenbilde gefaßt und regen sich Hilde und Grim, Siegenot und Eke. Das kann nur ein echter Dichter in eins sehen. — Im freien und doch straff gelenkten Strom dieses weit spannenden Geschehens wächst Dietrichs große Gestalt über die Gestaltenfülle heraus. In kühnen Jugendtaten mit Hildebrand, im schweren Werk des vertriebenen Königs als Ehels freiwilliger Mann, im Mißgeschick der Rabenschlacht und im endlichen Sieg. Knapp und schaubar wie alles im Buch ein mythischer Ausklang. — Nicht nur unserer Jugend, wo sie wirklich reif ist, kann dieser Dietrich viel bedeuten und weil er durch dunkles Leid zu sittlicher Größe und ganzer Männlichkeit wächst, vielleicht mehr bedeuten als Siegfried, auch wir Gereifte haben zu danken für dies lebensstärk'ende großgesinnte Buch.

Und nun ist die Reihe zu einem ersten Abschluß geführt mit einem Buch, in dem — in wie großen Naturbildern! — das nordische Meer rauscht. „Hegelingen“ mit dem Untertitel „Von König Hagen, von Hildes Schuld und Gudruns Leid und Erlösung“. Es übertrifft an Kraft und Frische in der dichterischen Nachgestaltung der Gudrunssage, wenn möglich noch den „Dietrich von Bern“. Es ließt sich so spannend wie ein sehr guter Roman. Das volle Leben dringt in die kleinsten Nebengestalten — was ist dieser Wate für ein Prachtkerl! Die alten Sagenkreise werden durch Schuld und Sühne verbunden. Im Gudrunlied begreifen wir nicht recht, daß Gudrun dem Herwig, der dort schattenhaft bleibt, Treue wahrte. Hier bekommt Herwig Blut und eigene Art. Statt des blassen Sifrit von Mohrland ist ein höchst lebendiger frecher Wiking-König Sigurd da. So ist das Buch treu und neu. Alles Lebenskräftige ist bewahrt. Ohne „Modernisierung“, lediglich durch Ausscheidung des Abgelebten und Herausarbeitens der seelischen Handlungsantriebe, die wir noch voll begreifen, ist uns hier wahr und groß ein Stück Sagenwelt unserer Altvordern neu geschenkt.

II.

Wilhelm Kogdes Lebensarbeit ist Pflege des Deutschgefühls. Sein Marienburg-Roman, „Die Burg im Osten“ (Strecker & Schröder, Stuttgart), der „das Schicksal einer Ritterschaft“ durch dreißig Jahre von der Zeit Winrich von Kniprodes bis zu Ulrich von Jungingen, der Schlacht bei Tannenberg und Heinrich von Plauens Rittersat führt, gehört in die „Ahnenreihe“. Der Vergleich mit Gustav Freytag drängt sich auf, dessen gestaltende Kraft wir namentlich für seine historischen Romane, ja heute nicht mehr überschätzen. Es ist die gleiche gründliche Fundamentierung durch geschichtliche Studien da, wir spüren verwandte herzliche Wärme und eine Liebe zum Stoff, die große, auch für uns noch bedeutsame Bilder aufzu-

rollen strebt. Die Fähigkeit, sie in lebhaft, kräftige Farben zu tauchen, bewirkt, daß die Geschehnisse wie große Wandelteppiche an uns vorbeiziehen. Die volle individuelle Plastik der Gestalten, die „im Rahmen“ bleiben, ist nur selten erreicht; am stärksten wohl für Klaus Fellenstein, den letzten großen Ordensbaumeister, den Erbauer von Hochmeisters Sommerhaus. Dadurch, daß er, wenn nicht der Held, doch die durch die ganzen 650 Seiten immer wiederkehrende wichtigste Gestalt ist, hat der Dichter viel erreicht. Die Darstellung eines Absinkens von der Höhe zur nur eben verhinderten Auflösung, ist an sich eine undankbare Aufgabe. Die Entwicklung des Lebens und Schaffens Klaus Fellensteins aber führt in den gleichen Jahrzehnten aufwärts bis zur Vollendung. Das schafft einen Ausgleich und ein Gegengewicht, und zudem knüpft es geschickt an das starke baukünstlerische Interesse an, daß wir heute noch neben dem geschichtlichen an der Marienburg, dem Quellpunkte deutschen Lebens im Osten haben. Von den Hochmeistergestalten wirkt Konrad von Jungingens edle Menschlichkeit und sein politischer Weitblick am lebendigsten. Während auf Ulrich, der als ritterlicher Tor bei Tannenberg sich nutzlos opferte, des Dichters Sympathie etwas verschwendet wirkt. Die schwere Aufgabe, sprachlich Zeitfarbe zu geben, glückt nicht nimmer ohne Rest. Fast noch farbenreicher als die deutsche Seite sind die litauischen und polnischen Szenen geraten. Besonders Witowd und die Großfürstin Anna, der listige Barbar und die kulturhungrige Frau werden recht lebendig. Die ehrliche Arbeit eines wackeren Dichters ergab ein Buch, das wir brauchen können.

III.

Durch die „Deutsche Volkheit“ im Verlage von Eugen Diederichs, eine breit angelegte Sammlung von Zwei-Mark-Bänden, die in ihrem Kleid an die Einbände der Inselbücherei erinnern, nur das ihre Buntpapiere nordgermanische ornamentale Motive verwenden, kommt das alte Goethewort „Volkheit“ wieder zu vornehmer Geltung. Unter Volkheit wollen wir die seelische Wesenheit eines Volkstums verstehen. Die Zielrichtung wird aus den erschienenen zehn und den vorbereiteten dreißig Bänden in aller ihrer Mannigfaltigkeit deutlich. Wir sollen an die wichtigsten Quellen deutschen Vorlebens geführt werden. Die Dokumente selbst sollen in knapper Auswahl und in möglichst kurzer Einweisung, die häufig in die Nachworte verlegt wird, vor uns aufleben. Nicht Wissenschaft und Kenntniserweiterung ist die Absicht, sondern Einfühlung, Verknüpfung, Brückenbauen vom Einst zum Heute.

In dieser „Deutschen Volkheit“ ist viel Norðgermanisches. Aber gleich der erste Band „Altgermanisches Frauenleben“ beginnt

mit dem wichtigen Satz: „Das Verhältnis des nordgermanischen Altertums zum südgermanischen stellt sich völlig klar erst dann heraus, wenn man das nordgermanische als einen Widerschein des südgermanischen nimmt. Alles, was sich im Norden abrollt, hat sich ein paar Jahrhunderte zuvor im Süden abgespielt. Was für Norwegen und Island im 9. und 10. Jahrhundert gilt, hat ein paar Jahrhunderte zuvor bei den Sachsen, Franken, Alemannen und Bayern gegolten. Aber zum Glück fließen dann die literarischen Quellen für das Einheimische auf Island um 1200 reicher, als sie in Deutschland um 800 geflossen sind, und so kommt es, daß sich dort die frühgermanischen Verhältnisse reicher und reiner widerspiegeln als in den südgermanischen Quellen.“

Dieser erste Band von Dr. Ida Naumann, vor allem aus Bruchstücken der Sammlung „Thule“ zusammengebaut, ist ein kleines Meisterwerk. Das Idealbild der deutschen Frau, das Tacitus polemisch als liches Gegenbild der späten Römerin zeichnet, wird durch Schatten vertieft und durch starke Farben lebenswahrer. Der tiefen Freude am Heldentum des Mannes, die wir noch im Weltkrieg erlebten, dem gefaßten Sich-Fügen in ein unvermeidliches Geschick, der Wirtschaftstüchtigkeit, der treuen Sorge um die Kinder und Nachkommen, der stärkeren Naturverbundenheit, die den altgermanischen Frauen Seherkraft gibt, steht die Kraft zum Haß und zu harter List in der Rache gegenüber. Die deutsche Jungfrau von einst brachte keine Mitgift, sie wurde gekauft, was ihren Wert beweist. In aller Unfreiheit brachte oft ein stilles Durchsetzen ihrer Persönlichkeit ihr großen Einfluß. Ein Buch für die deutsche Frau, das auch in Nachbildern römischer Plastik ihre Urtypen vor Augen bringt.

Ein von Professor Paul Hermann kritisch gesichteter, stilistisch geschlichteter und stofflich ergänzter Saxo Grammatikus tritt uns in den „Nordischen Heldensagen“ und den „Dänischen Heldensagen“ entgegen, in denen wir auch der Urfassung der Hamletsage begegnen. Gewaltig Starkes, Wikingerwelt umrauscht uns. Hrolf Kraki, Starkard, Fridleif, Thorkel kommen uns nahe, aber auch der Bruderhaß, der germanische Innenhader ist schon da und der Däne fürchtet den Deutschen.

In den wendischen Sagen, die Friedrich Sieber herausgibt, sind wir schon viel näher dem Märchencharakter später Zeiten. Dieses ins deutsche Land eingesprengte Volkstum hat alles vom deutschen Nachbar Uebernommene doch sehr stark umgeprägt. Das Herz ist kühler, die Phantasie heißer. Die Verbundenheit mit den Naturgeistern ist stärker. Die Vorstellungen flackern viel freier bewegt und viel weniger ethisch bestimmt. Das Große fehlt. Sie

ergeben mehr Farbe als Linie. Das Gefühl ist weich, aber nicht fest. Kurz: die slawischen Grundzüge auch im gutmütig spielerisch Graziösen prägen sich sehr eindrucksvoll aus.

Die „Slämisschen Märchen“, die Georg Goyert meist nach Pol du Mont und Teirlinck übersehte, blicken uns so an wie der Schäfer nach Van Eyck gegenüber dem Titel. Eine schalkische Derbheit, die auch das Rohe und Grausame gewissermaßen gemächlich nimmt, eine sehr wirklichkeitswissende Erdverbundenheit, die sich nichts vormacht, so lustig sie auch phantasiert.

Das Prinzip dieser Sammlung immer die Quellen selbst sprechen zu lassen, hat es zu verantworten, wenn die „alte Landknechtsschwänke“ und die „alten Bauernschwänke“ kein richtiges und reines Bild geben. Denn die Quellen sind hier fast durchweg polemischen Charakters. Der Spott der Städter in oft sehr treffender Satire des überlegen Kultivierten, „Schwänke“ eben zeichnen nur Zerrbilder. Hier hätte gut getan entweder die neuere Dichtung von Bauer und Landknecht heranzuziehen oder mit einer längeren Einleitung ihr Bild warm zu untermalen.

In den „Marienlegenden“ finden wir die Urgestaltung von Gottfried Kellers „Tanzlegendchen“ und von „Der Jungfrau und der Nonne“ und spüren recht, wie großes Dichtertum dem Stoff erst die volle menschliche Vertiefung gibt. Im übrigen aber spüren wir bei vielem Reiz dieser Legenden den nicht nur christlich gesitteten, sondern auch katholisch gewordenen, romanisch beeinflussten Deutschen. Gewiß geistliche Legenden sind keine Heldensagen, aber es will mir doch scheinen, als hätte dieses Maß der Zähmung einen allzu starken Verlust an deutscher Volkskraft und Volkseigenart mit sich gebracht.

„Das Volksbuch von Barbarossa“ ergänzt durch die Geschichten von Kaiser Friedrich II., das Erna Barwick verhochdeutschte, trennt sehr eindrucksvoll die Quellen, aus denen in der Sage dann die Vorstellung vom schlafenden Kaiser zusammenfloß und zeigt uns, daß ursprünglich der geniale Südländherrscher und Kirchenfeind die mythisierte Gestalt gab, die erst später nach Kaiser Rothbarts Zügen umgebildet wurde.

Der bisherige Abschluß der schönen Reihe, die später in Büchern von Luther dem Deutschen, Friedrich dem Großen, Scharnhorst, Gneisenau und Stein auch die nahen Verkörperungen deutscher Volkheit umzeichnen will, bildet ein sehr hübscher Band „Die Pflanzen im deutschen Volksleben“, beschrieben von Heinrich Marzell, der reizvoll bebildert wie die Bände alle, auf dem geschichtlichen Wege sehr gut erreicht das verloren gegangene Gefühl einer wirklichen Lebensgemeinschaft mit der Pflanze in uns wiederzuerwecken.

IV.

Ein Wiedererwachen erleben wir auch im „Niederdeutschen Balladenbuch“. In der plattdeutschen Dichtung hat es seit den Tagen der alten Volksballaden eine lange tote Zeit gegeben, bis dann Klaus Groth der große, heute noch überragende Mutmacher wurde. Zum Fest schickte ich das Sammelbuch, das Albrecht Janssen und Johannes Schräpel bei Georg D. W. Callwey, München, herausgegeben haben und dessen 300 Seiten etwa ein Drittel hochdeutsche, zwei Drittel plattdeutsche Dichtung enthalten, an einen lieben, sehr wohlbelesenen Freund auf Alsen, der — nun seit fünf Jahren Jenseits-Grenzdeutscher — etwas von der nahen Beobachtung der Entwicklung abgekommen ist. Aus seinem Briefe klingt Erstaunen, wieviel gutes Altes da neu hervorgezogen und wieviel frisches Grün da doch inzwischen gewachsen ist. Nicht, daß die jungen Bäume nun gleich in den Himmel wüchsen und daß der junge Nachwuchs die alten Stämme überragte. Da sind „die Hundertjährigen“ Klaus Groth, die Droste-Hülshoff und Hebbel, von denen beiden einiges fehlt und neben denen Johann Meyer, auch ein Hundertjähriger, zu verdienten Ehren kommt. Zu ihnen treten dann Liliencron und als einer der ältesten Lebenden der Raabe-Freund Wilhelm Brandes mit seiner Prachtballade vom alten Braunschweiger der Friedrichzeit. Dann die stattliche Zahl der Fünfziger: Hermann Cöns, Börries von Münchhausen, der als Außenseiter geeignet war, das Buch einzuleiten, die prächtige Lulu von Strauß und Torney und ein weniger bekanntes Frauentalent, Luise von Brockdorff-Ahlefeldt, die freilich mit ihrem stark impressionistischen Naturalismus nicht ganz zur Form kommt. Es folgen, die das halbe Jahrhundert noch nicht voll haben: Hermann Claudius, Hans Friedrich Blunck, die Agnes Miegel, August Hinrichs und Hermann Boßdorf. Auch die jüngeren stehen mit starken Wurzeln in der Erde und treiben wetterfestes Grün, das einen Sturm aushält. Doch zunächst stehen sie noch wie ein Busch zusammen. Wenn man Albert Mähl nennt, so muß man auch Hans Ehrke, Moritz Jahn und Ernst Kleuker nennen. Gut Ding will, namentlich im Norden, Weile haben. Man muß noch etwas abwarten, wer sich stark herauswächst.

Zu solchen Betrachtungen auf Dichterpersönlichkeiten leitet das Buch selbst gar nicht hin. Es folgt den Spuren von Ferdinand Avenarius, dessen drei Dichtungslesen wir ja eine Renaissance unserer Anthologien verdanken. Nicht nur im Feingefühl der Wahl, auch im Prinzip der Anordnung. Die Stoff- und Stimmungsgruppe bringt das Verwandte zusammen und steigert die Dinge aneinander.

(In Klammern: Wann wird endlich dieser Grundsatz, der eine Grunderkenntnis ist, auch auf unsere Kunstausstellungen übertragen werden? Der Betrachter kann gar nicht besser zum eigentlich künstlerischen Sehen hingeleitet werden, als wenn er nebeneinander sieht, wie etwa das nördliche Meer von Preller, Achenbach, Liebermann und Leistikow grundverschieden gemalt worden ist, wie andere Meister Heide, Gebirge, Großstadt, Bauernleben aufgefaßt haben. Die Anleitung zum Vergleichen auf die Kunstart hin, ist das schlichte Geheimnis der starken Wirkungen, die da schlummern und die statt dem Sammelsurium die Vertiefung in ein Gebiet geben.)

Im Niederdeutschen Balladenbuch ist der Stoffgruppen erste die historische Ballade „Schwert und Schild“, es folgen „De Spök“, „Dood un Düwel“, „Von Holden und Unholden“. Was aus der Jenseitwelt in diese naturverbundene Dichtung noch hineinragt, ist in einer Abteilung nicht unterzubringen gewesen. Dann „Märchen und Legenden“. In „Dar wassen twee Königskinner“ überwiegt die Volksballade. „Een Lied von de See“ hört sich etwas knapp an. „Schelme und Schufte“ ist der ergänzende Teil zu „Dood un Düwel“ und enthält vielleicht einiges Lange. In Summa: Eine große wichtige und sehr gelungene Arbeit der zwei Herausgeber, die zum Teil auch aus den Quellen des noch Ungedruckten geschöpft haben und die nur noch gebeten seien, die erklärenden Fußnoten unter den plattdeutschen Balladen etwa zu verdoppeln. Ich kann allerhand Platt, aber so etwa fünfzig Worte blieben mir doch trotz Nachdenken nicht verständlich. Namentlich, wo es sich um dem Holländischen angenäherte Dialekte handelt.

Hat nun Börries von Münchhausens Einleitung Recht? „Es kam ja einmal alle Ballade aus dem Norden von den Blaublonden her über die staunende Welt!“ Zugegeben, aber sie blieb nicht da. Uhland, Möricke, Meyer, Keller, Fontane, dessen „Jan Bart“ übrigens in das Buch hineingehört, um nur die Größten zu nennen, schufen doch auch ganz echte Balladen. Richtig bleibt soviel: die innere volksmäßige Beziehung zwischen den stark männlichen Wesen des Niederdeutschen, das sogar sämtliche niederdeutsche Balladendichterinnen haben, zum herben Charakter der Ballade ist stark und naturhaft.

Noch ein Wort zu den dreizehn Bildzeichnungen von Bernhard Winter. Sie erschließen sich langsam, aber bei jedem neuen Betrachten gewahrt man stärker die Echtheit seiner Phantasievorstellungen und spürt, daß die technische Simplität ein gewolltes und wohlengewandtes Mittel ist, um völlig phrasenlos auch hochgesteigerte Dinge zu meistern. So war er der rechte Mann, um dem Buch, welches Deutschgefühl wecken, kräftig wirken und lange bleiben wird, die starken Begleitakzente zu geben.

Die Grundlagen meiner „Burg im Osten“

Von Wilhelm Kogde

Das Werk des Künstlers ist immer seine Auseinandersetzung mit der Welt der Erscheinung und den tieferen Gründen, aus denen diese quillt. So widerlich mir die Durchschnüffelung des Privatlebens der Künstler ist, wie sie im Zeitalter einer sich überschlagenden Individualität Sitte wurde, so erscheint mir doch die Frage berechtigt, von welchem Boden aus denn der Dichter an seine Aufgabe gegangen sei. Auf diese Frage darf ich eine kurze Antwort geben. Ich entstamme einem alten märkischen Bauerngeschlecht, das ich in meinem Buche „Wilhelm Drömers Siegesgang“ gezeichnet habe. Die Mark Brandenburg ist ostdeutscher Kolonialboden wie das Land an Weichsel, Pregel und Memel. In meiner Erzählung „Und deutsch sei die Erde!“, habe ich die Deutschwerdung meiner Heimat unter Albrecht dem Bären für Volk und Jugend geschildert. Frühzeitig richtete sich mein Blick weiter nach Osten. In den ersten Jahren meines dichterischen Schaffens entstand das „Ostmärkische Bauernlied“, das gelegentlich der Abstimmungskämpfe vom Berliner Lehrrergesangsverein in den ost- und westpreussischen Städten in der Vertonung von Rudolf Buck gesungen wurde. Als 1904 meine erste geschichtliche Erzählung, „Der Schwedenleutnant“, erschien, wies mich der aus Westpreußen stammende Rektor Gramberg auf die Marienburg und den Deutschen Orden hin und senkte damit den ersten Keim zur „Burg im Osten“ in meine Seele.

Als dann die Bilder eines Tages deutlicher vor mein Inneres traten und ich mich rüstete, sie zu bannen, war es mir sogleich klar, daß ich nicht nur irgendeine Geschichte aus dem Osten erzählen dürfe. Die Kultur des Mittelalters ist aus der Gemeinschaft erwachsen. Die Renaissance, die ich an anderer Stelle einmal den „Einbruchsstil“ nannte, weil sie den Einbruch der Kultur des südlichen Menschen in unser Volk bedeutet, löste die Gemeinschaft auf und hob den Einzelmenschen heraus. Auf dieser Grundlage entwickelte sich die gesamte Kunst der letzten Jahrhunderte, auch die Dichtung. Damit war aber dem Deutschen Ritterorden nicht beizukommen; jede Zeichnung auf dieser Grundlage mußte zu einer Verzeichnung führen. Im Orden tritt die Bedeutung des Einzelmenschen vor der Gemeinschaft völlig zurück.

Die Jugend, die sich heut bewußt wieder zum Gemeinschaftsgeist wendet und immer mehr an die Gotik anknüpft, fand zum Mysterienspiel, das immer der Ausdruck einer Ganzheit ist. Noch deutlicher läßt sich das ursprünglich deutsche Kunstwollen in der

Plastik sehen. Der Grieche, dem Raunen der nordischen Wälder auf seinen Wanderungen entfremdet und in die klare Luft des Südens gestellt, gab in seiner Kunst den Einzelmenschen in Schöne und Vollkommenheit. Anders der Deutsche, der Gotiker. Er gibt — man denke an die großen Schnitzaltäre eines Pacher, Riemenschneider, Brüggemann, Douvermann — immer die ganze Schöpfung, in die der Mensch sich demütig eingliedert. Nicht aus einem Punkte löst er die Bewegung, sondern aus einer Vielheit von Punkten, und alle Linien finden sich dann, vielverschlungen, doch zu einem Bau. Besonders deutlich wird das vor der Kanzel des Meister Pilgram im Stephansdom zu Wien. Schon in den Anfängen meines dichterischen Schaffens, als ich kaum etwas von der Gotik wußte, trieb es mich zu dieser Form der Gestaltung; vor Willibald Alexis fand ich dann meine Art bestätigt, und als ich auf vielen Reisen die Gotik kennen lernte, wurde ich mir über meine Aufgabe klar.

Wenn ich das Heldenlied vom Deutschen Ritterorden künden wollte, so konnte ich nur auf diesem von der Gotik unserm Kunstschaffen gezeichneten Wege an das Werk gehen. Er erlaubte mir, Länder und Völker in meine Darstellung einzubeziehen. Und wie Länder und Völker gegeneinander aufstehen, das macht den Sinn der Geschichte des Ordens aus. Der einzelne hat nur Bedeutung, sofern er mit dem Schicksal seines Volkes ringt. Ungeheure Kräfte ballten sich zusammen und nahmen den Kampf wider einander auf. Wer den Orden darstellen wollte, mußte ein großes Gefüge schaffen. Eine Aufgabe wie einst, als ich in der „Wittenbergisch Nachtigall“ Luther als den Meister seiner Zeit zeichnete, stand vor mir.

Ich mußte das ganze Land im Osten erfassen und schauen, wie das Volk in ihm steht. Die Geschlechter vor uns sind nicht vergangen, sondern leben und weben in uns fort; sie reden aus dem Boden, aus dem sie wuchsen. Wer sein Ohr schärft, vernimmt diese Sprache. Ich entschloß mich zu weiten Wanderungen in Ost- und Westpreußen. Da der Deutsche Heimatbund in Danzig und der Ostdeutsche Heimatdienst in Tilsit die in meiner Gefolgschaft stehenden „Adler und Falken“ zu einer Spielfahrt geladen hatten, ging ich mit einer Schar schauenslustiger und tatenfroher Jugend ins Preußenland. Wir haben Größe in ihm gefunden; denn überall sprach das deutsche Schicksal zu uns. Ich kann hier nicht von allem Erleben auf dieser Fahrt sprechen. Doch wir standen in Danzig, in Sankt Marien, wir sahen von der Höhe über die im letzten Abendglanz liegende Stadt. In wenigen Städten spricht großes deutsches Bürgerschaffen so vernehmlich zu uns wie in Danzig. Wir

besuchten das Königsberger Schloß, den Dom, die Grabstätte Immanuel Kants. Wer an diesen Orten das Sittichrauschen großer Zeiten nicht vernimmt, muß taub sein. Wir sahen in Tilsit über die Memel und durften den Strom nicht überschreiten; drüben aber ist deutsches Land! Wir standen auf der Marienburg und sangen in ihrer Kirche „Großer Gott, wir loben dich“, sangen im Großen Remter das Lied „Kein schöner Land“. Ich habe später in einsamem Schauen noch viele Tage in den Räumen und Höfen der Burg gewieilt. Was ich da erlebte, will ich hier nicht schildern; die „Burg im Osten“ ist der Ausdruck. Wochenlang bin ich damals und auch später noch durch das Land gezogen; ich glaube, daß es mir seine Seele enthüllte. Der Strand von Rauschen bei bewegter See; Rossitten mit seinen Dünen, Kiefernheiden, seinen Sümpfen, dem Möwensee und den Elchen, die Vogelwarte, die dem Besucher wie in einer andern Welt zu stehen scheint — wer könnte Rossitten je vergessen; die wie in schwerem Traum verhaltenen Masurischen Seen mit den wilden Schwänen; die weiten Wälder von Rudzanny — überall steht man dort wie vor dem Tor ungebrochener Wildnis, das ahnende Auge mag das östliche Land in solcher schauen. Zweimal aber wurden mir jene seltenen Stunden des Erlebens, in denen der Mensch in die Tiefen der Schöpfung eintaucht, um sich ganz mit ihr zu verweben.

Es war Pfingsten in Marienburg; die Sonne erfüllte die Stadt mit ihrem Glanz. Zwei Falken (wie sich die älteren Angehörigen jenes Jugendbundes nennen) wollten Hochzeit halten und einige hundert Bundesbrüder und -schwestern sie zur Trauung geleiten. Das Brautpaar schritt in der Tracht der neuen Jugend, geführt von den beiden Trauzeugen, unter der Brautkrone, welche die Freundinnen gewunden; Jünglinge in kleidsamer Tracht gingen, die Bänder der Krone tragend, vor und hinter dem Paar. Vor der Brautgruppe die Musikanten aus dem Bunde; unendlich zart und lieblich klangen die Lauten, Geigen und Flöten durch die Straßen bis zur Kirche hin. Es folgten die Eltern, die Freunde, der Zug der Jugend in ihren leuchtenden Gewändern, und vor der Kirche neigten sich die Wimpel. Erwachtes deutsches Volksleben in der alten Stadt!

Und nun jene andere Stunde: Zur Sommer Sonnenwende hatte uns unser Weg auf das Schlachtfeld von Tannenberg geführt. Am See von Mühlen, wo 1914 das deutsche Heer das Tor zur russischen Stellung aufschlug, wo fünfhundert deutsche Landwehrleute begraben liegen, standen wir in schweigender Sommernacht um das lodrende Feuer und hatten die Hände zur Kette verschlungen. Mir war,

daß mir die Worte, die ich angesichts der Flammen sprach, aus dem Boden zuströmten, der das Blut seiner Kinder getrunken. Was wir in dieser Stunde empfanden, das sagt sich niemals wieder.

Von Insterburg und Angerburg, von Lözen und Nikolaiken, von Hohenstein und Allenstein und manchem andern Ort könnte ich noch erzählen. Es sei genug: Wir wußten angesichts seiner Natur, daß Preußen ein Schicksalsland ist. Die mehrfache Fahrt durch den Weichselkorridor hämmerte mir dieses Wissen immer tiefer ein.

Auf solchen Fahrten tat sich mir das Land auf. Doch wer aus seiner Geschichte schreiben will, muß diese kennen, dazu die Zeugnisse vergangenen Lebens und Schaffens. Gerade diese werden von den Historikern oft zu wenig beachtet. Aus Lied und Sage, Märchen und Brauch erkennt man ein vergangenes Geschlecht; denn man schaut in seine Seele. Der Orden aber hat Zeugnisse seines Wesens hinterlassen, die zu jedem Schauenden mit der Sprache der Wahrheit reden, das sind seine Bauten, vor allem die Marienburg. Es gibt keinen klareren Ausdruck eines Volkes als seine Kunst. Wenn ein Geschlecht in so erhabener Sprache redet wie der Orden in der Marienburg, so legt er damit ein untrügliches Zeugnis seiner Größe ab. Vor ihr verstand ich den Geist des Ordens. So mußte der Funke, den Oberbaurat Bernhard Schmid in mich warf, als er von dem Baumeister Klaus Fellenstein sprach, Leben zeugen. Denn dieser Fellenstein war Diener des Ordens im höheren Sinn.

Ich glaube, daß kein Dichter das Recht hat, die gewaltige Erscheinung des Ordens in ihrem Glanz und ihrer Größe anzutasten. Dem Dichter gebührt Ehrfurcht vor allem, was in seinem Volk geheiligt ist; wehe ihm, wenn er unter die Lasterzungen geht, er gibt damit sich selber auf! Und der Orden ist durch seine unvergleichlichen Kulturleistungen im Osten, durch sein heldisches Sterben bei Tannenberg geheiligt. Was groß war, wollen wir auch groß sehen.

Als ich all dieses gewonnen hatte, ging ich an das Quellenstudium. Ich will die vielen größeren oder kleineren Schriften nicht aufzählen, die mir zu diesem dienten, sondern nur einige Hauptwerke nennen. Da sind vor allem die umfangreichen „Statuten des Deutschen Ordens“ mit ihren „Regeln, Gesetzen und Gewohnheiten“, in lateinischen, altfranzösischen, altniederländischen und altdeutschen Handschriften aufbewahrt. Diese habe ich mir mit allem Fleiß übersetzt; denn sie lassen tief in die Welt des Ordens schauen. Ihr Geist ist der Geist der Marienburg. Hart und fest stehen diese Ritterbrüder im Boden und greifen mit ihren Händen zu Gottes Höhen hinauf. „Maria, du reine Magd, würdige uns, deine Dienstleute

zu sein!“ — Und daß der Alltag nicht fehle, in dem solches Streben sich bewähren muß, nahm ich die verschiedenen Aemterbücher vor, vor allem das „Treßler-Buch“; es sind uns darin gerade über die Zeit um 1400 reiche Quellen erschlossen; das große Geschehen der Zeit spiegelt sich in ihnen wieder, und zahlreiche Einzelzüge sind liebevoll in ihnen verzeichnet. — Die Chronik des Johannes von der Pussilie durfte mir natürlich nicht fehlen. Mit treuem Herzen verfaßt, vermittelt sie den Hauch der Zeit wie höchstens das Treßler-Buch noch. — Von den geschichtlichen Darstellungen war mir eine Schrift von Robert Krumbholz „Samaiten und der Deutsche Orden“ wichtig. Die Bedeutung Samaitens in dem Ringen jener Tage, die schicksalsvolle Schwere seines Verlustes infolge der Niederlage bei Tannenberg scheint mir auch heute in unserm Volke nicht genügend gewürdigt zu werden, ein betrübendes Zeichen unseres mangelnden politischen Sinnes. Hätte der Orden Samaiten einige Jahrzehnte halten können, so wäre das Land deutsch besiedelt worden; damit hätten wir die Landbrücke nach Livland gehabt; der deutsche Bauer — der im Mittelalter nicht über See ging — wäre dorthin vorgeedrungen. Die ganze Geschichte des Ostens hätte sich anders entwickelt, auch im Weltkrieg noch; denn Hindenburg und Ludendorff hätten eine ganz andere Lage vorgefunden. — Wichtig war mir die „Geschichte Polens“ von Caro, da sie eine Fülle von Stoff vermittelt. — Und nun muß ich Voigt, den großen Geschichtsschreiber Preußens, nennen, an dessen zehnbändiger „Geschichte Preußens“, vor einem Jahrhundert erschienen, niemand vorübergehen darf, obwohl sie natürlich in vielen Einzelheiten überholt ist. Sie stand auch in der väterlichen Bücherei Bismarcks, der die deutsche Geschichte im Herzen trug. Voigt ist in einem vielen anderen überlegen. Er hat den tiefen Blick des wahrhaften Forschers und daraus sich ergebend, die große Auffassung. Ich verdanke ihm viel.

Eins haben wir Heutigen vor allen Historikern der vergangenen Jahrzehnte voraus: Die letzten zwanzig Jahre unserer Geschichte mit der planmäßigen Einkreisung, dem Verleumdungsfeldzug, dem einzigen Lügenbau, den die Politik unserer Nachbarnölker darstellt, hat uns sehend gemacht. Wir erblicken und begreifen jetzt Vorgänge der Vergangenheit, an denen wir früher ohne rechte Deutung vorübergingen. So hat besonders Jagil mit seinen Schmähbriefen, die er an die päpstliche Kurie, an die europäischen Höfe und in das preußische Land ergehen ließ, genau so gearbeitet wie unsere Feinde von gestern und heute. Die gefälschten Schmähbriefe des Bischofs Dietrich von Dorpat gingen jedenfalls auch auf ihn zurück. Zuerst wurde die öffentliche Meinung verwirrt; dann konnte man den Orden, das Bollwerk des Deutschtums, auch mit den Waffen

niedergeschlagen. Simon Grunau hat dann das seine dazu getan, so daß die Deutschen durch Jahrhunderte an einer der großartigsten Erscheinungen ihrer Geschichte irre waren.

Der Dichter soll sein Volk strafen, züchtigen, trösten, erheben; doch niemals darf er es schmähen. Er soll ihm seine Aufgaben weisen. Die Aufgabe des deutschen Volkes liegt im Osten. Wenn meine „Burg im Osten“ dieses Ziel weist, wenn sie züchtigt, tröstet und erhebt und nicht nur zur Unterhaltung für müßige Stunden dient, dann entspricht sie meinem Erlebnis von der Marienburg und dem Land des Ostens. Die Zeit muß es erweisen.

Ostpreußische Heimat

Land, endlos Land, geweitet wie das Meer,
des Horizontes strahlenstolzen Bogen
umdrängend mit der Hügel grünen Wogen —
so kenn' ich, Heimat, dich von Jugend her.

Und Wolken, königlich, ein ganzes Heer,
Fregatten gleich, dem nahen Meer entflogen.
Da — wirbelnd kommt's wie Schlachtenbraus gezogen
und Dampf und Dunkel lasten schwarz und schwer.

Und lasten mondelang. Sind unsere Breiten
verschoben vor der Sonne Angesicht?
Wo rang so bang, so tief ein Land um Licht?

Es rasen Stürme, die mit Stürmen streiten —
Der letzte Sturm ist's, der den Bann zerbricht:
Einst jauchzen wir befreit im Glanz der Weiten!

Hugo Burath

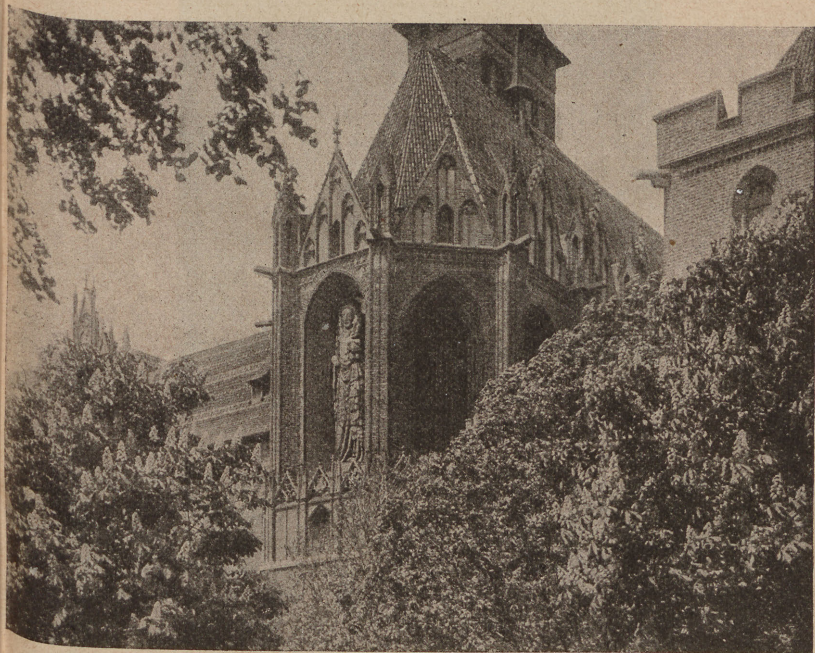
Unser Lieben Frauen Bild hinter dem Chore

Von Oberbaurat Dr. Bernhard Schmid

(Veränderter Abdruck eines Aufsatzes im Jahresbericht des Vereins zur Herstellung und Ausschmückung der Marienburg, 1923 bis 1924.)

Wohl keines der vielen, in und an dem Schlosse vorhandenen Kunstwerke erregt von jeher so sehr die Aufmerksamkeit aller Besucher, wie das große, mit Mosaik überzogene Marienbild an der Außenseite der Schloßkirche. Die ungeheure Größe von 8 m und der Mosaikschmuck eines plastischen Bildwerkes stehen in der deutschen Kunst des Mittelalters einzig da. Frühzeitig hat sich die Sage mit dem Bilde beschäftigt. Johannes von der Pustille erzählt einen Vorgang aus der Belagerung im Jahre 1410, der uns die besondere Stellung dieses Bildes im Volksglauben kennzeichnet*):

*) Script. rer. pruss. III. 1866. Seite 321.



Marienburg, Hochschloß. Ostseite der Kirche

Ouch geschah eyn gros wunder. Der koning hatte eynen buchjnschutczin der wolde schissin czu dem huse kegin Unser Sibin Frouwin bilde hinder dem kore, der wart blint allin czu angesichte, dn do worin.

Es ist dies zugleich die erste erkundliche Erwähnung dieses Kunstwerkes. Seine Entstehung fällt in die Bauzeit der Kirche selbst, die 1344 geweiht wurde. Technisch ist daran festzuhalten, daß



Das Marienbild am Thor der Schloßkirche
Aufgenommen etwa 1865

der aus Stuck gearbeitete Kern der Figur gleichzeitig mit dem Mauerwerke entstanden sein muß, denn das Nischen-Mauerwerk ist von vornherein mit dem Ganzen angelegt, ohne jede Fensteranlage, und wenn hier die Idee eines solchen Bildwerkes im ersten Bauplane lag, wird man auch die Gerüste des Neubaues für den Stuckbildhauer gleich mitbenutzt haben. Auch der innere Figurenschmuck des Chores an den Diensten ist aus Stuck gearbeitet, ebenso wie das Fenstermaßwerk. Die große Außenfigur ist daher spätestens

im Jahre der Kirchweihe 1344, nach Vollendung des inneren Ausbaues, entstanden, wahrscheinlicher ist es, die Ausführung einige Jahre früher, in der Zeit um 1340, anzusehen, nach Beendigung der Dacheindeckung, die notwendig den inneren Gewölben vorausgeht.

Die Stilmerkmale der Figur weisen nach dem Süden hin. An der Südwestecke der Kapellenkirche zu Rottweil am oberen Neckar steht



C. Ruhnd phot.

Kopf des Marienbildes
1903 aufgenommen

eine um 1330 entstandene steinerne Liebfrauenfigur, die im künstlerischen Aufbau, in der Gewandbildung und in der Haltung des Kindes ganz auffallend der Marienburger Figur ähnelt. Oberflächliche Abweichungen bedingt hier zwar der Mosaiküberzug und die feste Anlehnung an die Rückwand: die Grundidee ist die gleiche, und wir müssen annehmen, daß der Marienburger Meister in der Rottweiler Hütte geschult ist. Es ist für das Verständnis der Marienburger Figur wertvoll, daß wir sozusagen ihren künstlerischen Stammbaum er-

fahren und nun auch leichter zum Verständniß dieser Kunstschöpfung gelangen. Der heutige Schloßbesucher betrachtet sie von der denkbar ungünstigsten Stelle, auf einer vor 150 Jahren neu angelegten Straße, in 25 m wagerechter Entfernung. Als der Kapellenchor gebaut wurde, war hier nur ein Arbeitsplatz und Festungswall, es bestanden auch noch nicht das 1420 erbaute Neue Tor, der Mühlengrabenteil vor diesem und das Vorwerk Neuhof vor dem Sandtore. Auf offerer Landstraße zog man, etwa in der heutigen Langaasse, dann vom wälschen Garten an geradeaus auf das große zweithürmige Schloßtor, das auch in den Zeiten des Kirchenbaues entstand.

Von weither grüßte das Bild, doch selbst bei Annäherung an die Burg blieb man noch an die zweihundert Schritte vom Bilde entfernt. Nicht als einzelnes Stück wirkte es, sondern stets als künstlerischer Mittelpunkt der ganzen Baugruppe des Hoch- und Mittelschlusses. Eine oft auf die Maria bezogene Stelle in der Offenbarung Johannis sagt: „Es erschien ein großes Zeichen am Himmel“ — „et signum magnum apparuit in coelo.“ (Kap. 12.) Diesen Eindruck mag damals auch der Wanderer, der von Osten herkam, gehabt haben. Wer heute dieses Kunstwerk genießen will, möge den nordwestlichen Vorsprung des Steinbrechtplatzes besuchen.

Unmittelbar unter den Mosaiksteinen und der Mörtelschicht, in welche die Steine hineingedrückt sind, hat die Figur einen Kern mit geglätteter Oberfläche, die an einigen Stellen rot gefärbt war. Hieraus und aus Ueberlieferungen über die Entstehung der Mosaikwerke in Prag und Marienwerder glaubte man, folgern zu müssen, daß die Stuckfigur einige Jahre lediglich bemalt dagestanden und dann erst den Mosaiküberzug erhalten habe. Dieses wäre möglich, aber es lassen sich auch technische, künstlerische und geschichtliche Gründe anführen, die dagegen sprechen. Die erste Ausführung um 1340 erscheint sicherer beglaubigt.

Der Mantel der Maria zeigt auf rotem Grunde den Schmuck goldener Vogelgestalten und erinnert uns an die westislamischen Damastgewebe des arabischen Stiles oder die späteren italienischen Gewebe mit Vogelbildern, die wir in deutschen Kirchenschätzen noch heute vielfach finden, auch in der Marienkirche zu Danzig.

Die älteren Geschichtschreiber, die sich sonst keineswegs in bauliche Einzelheiten verlieren, beschäftigen sich ausführlich mit diesem Bilde, so Simon Grunau, Caspar Hennenberger, Hartknoch u. a., und bei allen Umbauten, die das Schloß erdulden mußte, blieb es unberührt. Dennoch brachte der nordische Winter dem feinen Mosaikwerke in der langen Zeit seines Bestehens schwere Schäden bei, und als man 1817 die Wiederherstellung des Mittelschlusses begann, erwies sich auch die Instandsetzung der vielfach beschädigten

Mosaikdecke als unvermeidlich. 1819 begannen die ersten Vorarbeiten. Die Beschaffung der geeigneten Pasten erforderte gründliches Nachforschen in alten Büchern und Probieren in den Werkstätten. Das Verdienst, die alte Fabrikationsart wiedergefunden zu haben, gebührt dem Baukondukteur A. Gersdorff, der im Palast-



Mantel des Marienbildes mit Vogelmusterung
1903 aufgenommen

keller ein eigenes Laboratorium hatte; angefertigt wurden die Glaspasten in der Zechliner Hütte bei Rheinsberg. Nur ein kleiner Teil der Goldpasten wurde aus Rom durch Vermittlung des preußischen Gesandten Niebuhr bezogen.

Ein Italiener, namens Gregori, der zufällig durch Preußen reiste, führte die Arbeit aus, im November 1822 und dann vom Mai bis Juli 1823. Der Zustand des Bildes muß recht schlecht gewesen sein, so daß die technische Beurteilung des Steinmaterials erschwert wurde. Daher kam es, daß der ursprünglich weiße Marien-

schleier damals hellblau erneuert wurde. Ferner wurden die Haare und die Fleischteile mit neuen Steinen belegt, das Kind, das bisher ohne Krone war, erhielt eine Krone, und das Szepter erhielt statt der Linien eine Spitze von Eichenblättern. Vierzig Jahre später zeigten sich wieder Schäden, aber es war damals nicht mehr möglich, das Material aus Deutschland zu beschaffen; die Steine und Pasten lieferte A. Salviati in Venedig, und die Ausführung übernahm sein Gehilfe Angelo Gagliardotti. Die Kronen, die Gewandflächen, die eine Hand der Maria und die Nischenlaibung wurden ausgebessert und der Lilienstab neu vergoldet. Im Juli 1869 begann die Arbeit, und am 24. September 1870 war die Figur wieder abgerüstet. Damals erhielt auch die Sohle der Nische einen Belag von grün und gelb glasierten Fliesen aus der Kalthöfer Ziegelei. Diese Fliesen verwitterten aber sehr bald, so daß Steinbrecht sie 1895 während der Wiederherstellung der Annenkapelle durch neue Fliesen aus Siegersdorf in Schlesien ersetzen mußte.

Am 24. April 1903 fiel die rechte Hand der Maria herab, zum ersten Male ein ernstlicher Schaden, der auch den Stuckkern betraf. Das herabgefallene Stück ließ sich nicht wieder anfügen, es wurde daher in die Sammlungen des Schlosses gebracht und eine neue Hand der Figur angefügt. Für die Ausführung wurde die deutsche Glasmosaikgesellschaft Puhl & Wagner in Rixdorf gewonnen, welche die Wiederherstellung mit gutem Erfolge ausführte. Im Oktober 1903 waren die Arbeiten beendet. Der Gesamteindruck der Mosaikarbeit ist bei allen Ausbesserungen seit 1822 erhalten geblieben; die bildnerische Form selbst blieb überhaupt unverändert und zeugt noch heute von der vollendeten Meisterschaft des Künstlers, der sie schuf.

Spruch aus der Kronike von Pruzinlant

Gelucke machit ubirmut,
 ubirmut ist ein ungut,
 daz ubirhoubit vichtit
 und alle dinc vornichtit.
 swen ubirmut uf steigit,
 vil niddir er den neigit.

Nicolaus von Jeroschin
 (um 1340)

Kindheitserinnerungen aus Westpreußen

Von Arthur Bonus

Der Rahmen

Ich bin am 21. Januar 1864 geboren; im Frühjahr 1871 zogen meine Eltern nach Berlin. Diese sieben Jahre Kindheit sind gemeint.

In Berlin, nicht allzuviel später, träumte ich einmal, daß ich am Grabenrand hinter den Ställen unseres Gutshofes lag und nach ihm hinüber sah. Es gelang mir nicht, ihn zu erkennen, und ich begann in einer unendlichen Sehnsucht zu weinen. Der reichlich sentimentale Traum hat doch die Stimmung des Kindes, das, aus Landeinsamkeit in die bevölkerte Großstadt versetzt, sich gerade in ihr einsam fühlt, so stark ausgedrückt, daß ich ihn nie habe vergessen können.

Als ich sehr viel später in einem Buche, meinem „Deutschen Glauben“, mich auf das eigentlichst Deutsche in mir zu besinnen suchte, tauchte unwillkürlich die weite Ebene dieser meiner Heimat in mir auf mit ihren Gespenstern, Geistern und einem sorgenvollen Liebegott darüber.

Nun ist diese Heimat also polnisch geworden, so mir doppelt fernerückt. So will ich wenigstens dem sentimentalen Traume eine Weile nachhängen und die im Grunde sehr unsentimentalen Bilder aufzeichnen, die sich mir einstellen.

Waren sie so rein deutsch, wie ich sie stets empfand? Wenn ich mit meinem Vater über Feld ging, waren es da nicht fremde Laute, mit denen die Leute zu ihm sprachen, die sich tief bückten und seinen Mantelsaum küßten? Und auch mein Vater sprach in andern Lauten zu ihnen als zu mir.

Zu meiner Mutter, die aus der Stadt stammte und nie polnisch gelernt hatte, sprachen die Leute deutsch. Sie waren meist zweisprachig. In den Cholerajahren, die in meiner ersten Kinderzeit auf die beiden ersten deutschen Kriege folgten, wies der katholische Pfarrer, hat man mir erzählt, seine Kranken an meine Mutter, die mit ihren Morisonschen Abführipillen, die sie als Universalmittel selbst ihrem homöopathischen Arzneikasten vorzog, manche gute Heilungen erzielte.

In unserm Schlüsselkorb lag ein herzförmiges Schlüsselschild aus Messing, das für mich in geheimnisvoller Beziehung zur Cholera stand, welche ich mir, nach dem vielen Bösen, das ich von ihr hörte, als eine greuliche Here vorstellte.

Dieser Schreckvorstellung wurde indessen sehr wirksam durch einen kleinen Scherzvers entgegengearbeitet. Zwei legten die Hände

ineinander, rechte in rechte, linke in linke, und marschierten so in grader Richtung durch das geräumige Zimmer, indem sie sagen:

„Marie, Marie, Maruschkaka,
in Danzig ist die Cholera.“

An dieser Stelle drehten sie, ohne die Hände loszulassen, um und wiederholten im Rückschreiten ihren Vers. Ich kann mir wohl vorstellen, daß dieses Spiel uns von unserer Mutter aus wohlbedachten Gründen beigebracht wurde. Ihre Hauptmaxime bei unserer Aufzucht war das Wort aus Jean Pauls Erziehungslehre „Levana“: „Schaffet die Tränen der Kinder ab!“ und so wird sie wohl auch mit Furchtvorstellungen verfahren haben.

Meine Mutter, die für eine schöne Frau galt und ein besonders schönes Kind gewesen sein muß, nach einer Zeichnung zu urteilen, die wir von ihr besaßen, war eine geborene Scherbart, verwandt, wenn auch kaum sehr nahe mit dem verflossenen Dichter dieses Namens, und sie verfügte über eine hübsche, reichlich romantische Familienlegende, die den Namen als englischer Herstammung erklärt.

Ich fand sie, in eine handschriftliche Familienchronik nicht hohen Alters als Vorwort eingeschrieben, wohl erst von der Hand eines meiner Oheime, und erzähle sie aus dem Gedächtnis:

Ein pommerscher Ritter, namens Boleslaw von Stolterfoth, hatte dem Kaiser Heeresfolge verweigert. Welchem Kaiser? wann? weshalb? verlautet nicht. Im Verfolg der Sache war er geflohen, und zwar hatte er sich nach England gewandt. Dort wurde er mit der Familie eines großen Kaufherrn bekannt, verliebte sich in eine der Töchter und warb um sie. Nach Märchenstil um die jüngste, nach Wahrscheinlichkeit um die älteste. Denn dahin beschied ihn der Kaufherr: er habe den Herrn Ritter zwar sehr schätzen gelernt; dennoch sei eine große Schwierigkeit da: er habe nämlich, da er ohne männlichen Erben sei, den Schwur getan, seine Tochter nur einem zu geben, der einverstanden sei, deren väterlichen Namen weiterzuführen. Und das werde der Ritter im Besitz eines so schönen Namens, wie er sei, gewiß nicht tun wollen um der Grille eines Fremden willen. Aber der Ritter antwortete unerwarteter Weise: das sei im Gegenteil wie ausgerechnet gerade sein Fall. Er wäre unter dem englischen Namen Scherbart — das war der Name des Kaufherrn — sicherer in seiner Heimat als unter dem schönen eigenen. So sei der sonderbare Name (der sich dann wohl anders geschrieben haben mag) nach Deutschland gekommen. In der That scheint sich die Familie immer nahe dem Landadel gehalten zu haben. Wenigstens war meine Urgroßmutter von dieser Seite ein Freifräulein von Weidenberg, meine Großmutter eine von Meyer. Ich besitze einen Brief, in welchem einer der

Brüder dieser Großmutter ihr schildert, wie er zu Leipzig, unmittelbar vor der großen Schlacht, seinen Bruder, der wie er, Offizier, aber in einem weit entfernt gewesenen Regiment war, völlig unverhofft und voll umso größerer Freude wiedergefunden habe.

Meines Vaters Familie hat eine weniger romantische Vorgeschichte. Nach meines Vaters Ueberlieferung waren unsere Vorfahren den alten Kolonistenweg ins Land gekommen, den das flämische Volkslied angibt, welches singt: „Gen Osten wollen wir fahren!“ „In Schwedisch-Vorpommern sind sie ursprünglich daheim gewesen“, erklärte er freilich nur. Und ein älterer Bruder, der in Königs das Gymnasium besuchte, sagte voller Stolz: sie waren Freibauern, als es sonst nur hörige Bauern gab; sie standen unter Kulmer Freibauernrecht.

Daran wird wohl etwas sein, aber wie kamen sie zu dem Namen?

Naturgemäß ist er zu lateinischer Zeit häufiger verliehen worden, wenn freilich auch nicht in der eigentlichen Antike, aus der er stammt, — die Schätzung der Güte eines Menschen als besonders hervorhebungswerter Eigenschaft scheint erst dem christlichen Zeitalter anzugehören; in ihm aber wird sie dann um so häufiger. Schon Prokop kennt einen „Oberst Bonus“, Befehlshaber in Genua. Der Held der ältesten deutschen Fassung des Märchens vom bestraften Neider ist ein Bischof Bonus.

Rembrandt radierte einen jüdischen Arzt Ephraim mit diesem Beinamen. Der hohe Norden lieferte die beiden Könige Hakon Bonus und Magnus Bonus. Den geehrtfürchteten Vertreter der Bonus' honoris causa hörte ich dagegen einmal unterwegs in südlichen Ländern nennen. Ich saß an einem Tischchen im Garten eines Albergo zu Triest, als ich ganz deutlich in deutschen Tönen am Nebentisch von einem Pastor Bonus sprechen hörte. Ich horchte unwillkürlich auf. Der Verlauf des Gespräches erwies, daß man sich den Namen des Albergo verdeutscht hatte, welches Al Buon Pastore, „Zum guten Hirten“, hieß.

Daß aber dieser Ehrenname an mehr als einer Stelle des lateinisch gebildeten Abendlandes zum wirklichen Familiennamen werden konnte, das zu erwägen lehrte mich ein Zufall einer anderen Reise. Ich erhielt in Venedig unter postlagernden Briefen auch einen in englischer Sprache, einen reizenden Kinderbrief, darin dem verreisten Vater über die Tauben daheim berichtet wurde, vielleicht im Gedanken an die Tauben des Markusplatzes. Nicht lange darauf präsentierte sich mir ein englischer Bonus, vielleicht derselbe, noch überraschender. Im Namenverzeichnis einer Literaturzeitung fand ich mich als Verfasser von drei oder vier in der Zeitung rezensierten

Arbeiten, von denen ich nur eine wirklich geschrieben hatte. Die andern handelten in englischer Sprache über Werke frühchristlich-syrischer Literatur.

Es bleibt die Frage, wie dieser Name gerade in eine ausgesprochene Landfamilie kam. Es kann das ein allgemeines Problem sein. Denn wenn auch Reuter mit seinen „lateinischen Landwirten“ die akademisch gebildeten meint, so ist mir doch aufgefallen, wieviel lateinische Landwirtnamen es in unsern östlichen Provinzen, und noch mehr, dünkt mich, in den baltischen Landen gibt. Mein Vater war mehr für die individuelle Behandlung der Frage: „Bonus“, meinte er, „das wird wohl Bohnhus für Bohnhaus geheißen haben, und ein freundlicher Pfarrer wird die zwei „h“ als unnötig weggelassen haben.“

Von der Vorgeschichte seiner Familie wußte mein Vater sonst nicht allzuviel mehr. Den Uebergang aus dem Gutsbesitzertum ins gelehrte Reich hatte schon er vollziehen sollen oder wollen. Als jüngerem Sohne lag es ihm nahe. Aber sein Hauslehrer sprach die bedenkenswerten Worte zu ihm: „Sieh mich an, ich bin vierzig Jahre alt und habe noch immer keine Stelle“; so erstickte der Junge den wohl nicht sehr feurigen Wunsch in sich und ging den Weg seiner Väter. Nachdem er sich auf zwei kleineren Gütern versucht hatte, erstand er den immer noch recht ansehnlichen Restbestand eines zerschlagenen Rittergutes mit dem verheißungsvollen Namen Neu-Prussn, das doch wohl Neupreußisch bedeuten wird. Das Gut umfing zu Anfang etwa zwölfhundert Morgen und wuchs durch Ankauf einiger Vorwerke auf etwa achtzehnhundert. Ich glaube nicht, daß der Boden sehr gut war, denn mein Vater hielt viele hundert Schafe darauf, was doch wohl einen großen Bestand von Weideland voraussetzt. Immerhin, so wurde er „Rittergutsbesitzer“ und erhielt das Recht auf die kleidsame Uniform der Landesritterschaft. Ganz genau weiß ich das freilich nicht; denn mein Vater hat sie sich nie machen lassen. Andere dachten darüber anders. In der Familie eines befreundeten bürgerlichen Rittergutsbesitzers sah ich ein lebensgroßes Doppelporträt des Hausherrn in ganzer Figur mit sehr sorgfältig ausgemalter Uniform und seiner Frau in Gala.

Meinen Vater habe ich die immerhin vier Jahrzehnte lang, die ich ihn erlebte, immer nur als einen aufs Äußerste bescheidenen, der Phrase und dem Getue abholden Mann von einer derben, kräftigen und doch kindlichen Frömmigkeit gekannt. Nicht, daß er vergnügungsscheu gewesen wäre; er galt, erzählte man mir, als junger Mann für den besten Reiter und Tänzer der Gegend. Am eindrucksvollsten aus der Zeit meiner Kinderjahre lebt er in meiner

Erinnerung auf einem stolzen, schneeweißen Pferde sitzend — es hieß und heißt noch jetzt in unserer Erinnerung „der Hengst“ — und mich kleinen Vierjährigen vor sich aufs Tier hebend. Und noch im Alter in der Stadt ließ er kaum ein schönes Pferd unbeachtet, unbetrachtet und unbegutachtet an sich vorüber.

Eine Pferdebegutachtung war es auch, bei der einmal das härteste Wort fiel, das ich aus seinem Munde gehört habe; denn er war von einer exemplarischen Milde im Urteil über andere, besonders auch Andersdenkende. Wie ich auch in der Politik nie ein Haß- oder Verachtungsurteil gegen irgendeine Partei von ihm gehört habe. Nur Prahlerei anzuhören war ihm schwer. Als er nun einmal bei mir auf dem Lande zu Besuch war, kam ein Hauptmann zu uns als Einquartierung ins Haus. Der Mann rühmte sein Pferd über alle grünen Hecken und sagte schließlich, es habe ihm schon jemand dreitausend Mark darauf geboten. Da fragte mein Vater trocken: „Ihre Frau Gemahlin, nicht wahr?“ Als ich ihm nachher sagte, das sei wohl die härteste Abweisung, die er bisher ausgesprochen habe, meinte er: „Vielleicht doch nicht!“ Einem Gutsbesitzer gegenüber, der ihm völlig unmögliche Roggenerträge vorprahlte, hatte er einst die Mutmaßung geäußert, daß bei ihm der Roggen in zwei Etagen wüchse. Und meine Geschwister erzählten mir oft, wie er einmal, als jemand viel Wesens von seinem Adel machte, ohne sonst ein Wort zu sagen, seinen Kutscher hereinrief. „Wie heißt du, mein Sohn?“ fragte er ihn. Und der die Hacken aneinandererschlagend: „Johann von Kobielski.“ „Gut, du kannst gehen.“

Mein Vater baute auf dem großen Gut eine Stärkefabrik, die uns Kindern in guter Erinnerung ist dadurch, daß in ihr ein Raum eingerichtet war, in dem meine Mutter die Töchter und wohl auch die Frauen unsrer „Leute“ sammelte, um sie das Stricken und andere Handarbeiten zu lehren. Dabei erzählte sie Märchen und wir durften zuhören. Das war schön; wenn auch nicht so, wie das Märchenerzählen vorm offenen Ofenfeuer bei uns zu Hause. Mit Märchen wurden wir überhaupt reichlich versehen, darüber freue ich mich noch heute in der Rückerinnerung. Denn auch meine älteren Schwestern nahmen mit teil an unserer Versorgung. Besonders beliebt waren die Frostfüße meiner einen Schwester. Denn, wenn sie die bekam, was alle Jahre einmal geschah, so wurden ihr die Füße eingeleimt und dann mußte sie vierzehn Tage lang im Bett ausharren; dann konnten wir soviel Geschichten von ihr bekommen, als wir nur irgend mochten, und wir mochten viel.

Außer der Stärkefabrik war es noch die Verwertung seiner, wie es scheint, sehr reichen Torflager, die meinen Vater beschäftigte

und uns Kindern bemerklich wurde. Eines Tages sehe ich mich an der Hand meines Vaters, neben dem ein fremder Herr einherschritt, dem er die Felder zeigte und erklärte, durch die wir gingen. Aber was für Felder! Ueberall schwarzes, versengtes Gras und ein schwelender dünner Rauch. Eine Höllenlandschaft.

Später sah ich gern der großen Maschine zu, die da aufgestellt war. Oben wurde der zerstückelte natürliche Torf hereingeschüttelt, unten kam er in vier langen Zungen wohlgepreßt heraus, um in bestimmter Länge abgeschnitten und zum Trocknen geschichtet zu werden.

Diese schwelende Todeslandschaft sollte leider der Tod unseres Besitzes und Vermögens werden. Ich habe über diese bitterste Zeit ihres Lebens meine Eltern nie des näheren befragen mögen; das Bild, das sich mir aus gelegentlichen Bemerkungen hergestellt hat, ist das folgende:

Mein Vater hatte, um eine gründlichere Ausnutzung seiner Torflager zu erzielen, als ihm mit beschränkten eigenen Mitteln möglich war, den Nachbarn eine gemeinsame Bearbeitung vorge-schlagen. Man war damit einverstanden gewesen. Eine Aktiengesellschaft war errichtet worden. Sachverständige schätzten den Ertrag des dreihundert Morgen großen Lagers auf 20 Millionen Steine jährlich für zwanzig Jahre. Der hergestellte Preßtorf soll eine Heizkraft von 80 % guter Steinkohle gehabt haben und hart wie Stein gewesen sein. Die Sache war völlig fertig, die auf dem Gut stehenden Hypotheken waren gekündigt, die Zeichnungen zugesagt, wenn auch noch nicht geleistet. In diesem kritischen Augenblick erfolgte die französische Kriegserklärung.

Das Jahr 1914 hat mir Gelegenheit gegeben, die Bedeutung einer solchen Tatsache für die Geldverhältnisse nachzukontrollieren. Nicht zwar die wirkliche Bedeutung; die stellte ja erst die Inflationzeit heraus, aber die zuerst geglaubte: alles wollte Bargeld statt Sachwerte. So 1870 als 1914. Die Zusagen wurden zurückgezogen, die Kündigung ließ sich nicht rückgängig machen.

So meine zusammenziehende Erinnerung. In Wirklichkeit werden die Dinge komplizierter gewesen sein. Es spielte auch der Bahnbau Dirschau—Schneidemühl eine Rolle. Das Unternehmen setzte seine Fertigstellung voraus; diese aber geriet bei der sich umdüsternden politischen Lage ins Stocken. Das Schlimmste war, daß der plötzliche Wechsel von ungeheuren Glücksaussichten zu unmittelbar drohendem völligem Vermögensverlust, zusammen mit dem Nachwirken der Ueberanstrengung dieser letzten bösen Zeit, meinen Vater auf ein sehr schweres Krankenlager warf. So machte, während noch durchaus nicht alles verloren war, diese Krankheit

dennoch allem ein Ende. Meines Wissens hat mein Vater nichts gerettet. Er zog mit sieben Kindern ohne einen Pfennig Geld nach Berlin.

Meine gute Mutter ließ, ihrem Erziehungsgrundsatz entsprechend, von ihrem Kummer uns Kinder wenig merken, wenigstens die kleineren von uns, zu denen ich gehörte.

Nun kam eine Zeit bunterer Eindrücke: ein Offiziershelm auf der Bodentreppe vorm Eingang ins Wohnzimmer; — ein Stall voll Soldatenlagerstätten; es ist der Pferdestall rechts von der neuen Scheune; — ausreitende Ulanen, deren einer sich vom Pferde herab zu einer Magd beugt; — ein Herbsttag in den Ferien; meine beiden älteren Brüder auf den langen Gartenwegen, sehr kriegslustig, köpfen die hohen Blumenstauden in den Rabatten, die Franzosen zu sein scheinen; diese Tätigkeit scheint mir sehr nützlich; aber auf einmal muß ich unbezwingbar hinweg; als ich voller Zerstörungslust zurückkomme, ist alles leer, und mich fröstelt. — Das kleine Planwägelchen des Lumpensammlers steht im Hof; allerlei bunte Tücher und Nadeln mit großen, farbigen Köpfen entquellen ihm, vor allem aber, was mehr sagen will, ein großer Bogen aus Neu-Ruppin: der rote Prinz Friedrich Karl zu Pferde, um ihn die Franzosen nur so zusammengehauen, doch immer noch gefährlich und das Blut fließt rot. — Ein tiefes Aufseufzen meiner Mutter eines Morgens: „Es ist Friede!“ Der Schornsteinfeger hat es als neueste Nachricht mitgebracht, lange bevor es die Zeitungen genauer berichten werden. Dann kahl werdende Zimmer, die auch ihr besonderes Interesse haben, eine Stunde in der Bahnhofswirtschaft; die Wirtin drückt ihren lebhaften Neid darüber aus, daß wir nach Berlin ziehen; mir fällt sehr auf, daß meine Mutter schmerzlich die Achseln zuckt, indem sie etwas Gleichgültiges sagt. Ein Eisenbahnfenster, tief unter uns Trupps rothosiger Menschen, „Küstrin!“ ruft der Schaffner. „Turkos!“ sagt einer. Berlin! Wir in einem Wagen, der nicht mehr unserer ist, auf einem ungeheuren Platz, auf dem Menschenmengen wimmeln zum Schwindligwerden. Ueberall bunte Fähnchen. „Einzug der Truppen!“, höre ich an mein Ohr schlagen. Dann in tiefen, engen Schächten auf Steingrund. Ich gehe an der Hand meines Vaters, der mich darüber zu unterrichten sucht, wie ich mich in Notfällen nach Hause finden könne. Ich habe den hoffnungslosen Eindruck, daß mir das nie im Leben gelingen werde. Nein, ich war mir klar, daß ich Berlin haßte, und das ist mir geblieben. Aber das gehört in ein späteres Kapitel.

Vorläufig sind wir noch auf Neu-Prussn. Ich bin bereits hier geboren, meine älteren Geschwister noch auf den früheren Gütern.

Mein Vater war außerordentlich bescheiden, sagte ich schon. Sonst scheint der Stolz unserer Familie nicht fern gelegen zu haben. Die Familienüberlieferung erzählt von einer meiner Großmütter — war es die adelige mütterlicherseits oder die bürgerliche von Vaterseite — eine Geschichte, die davon spricht.

In meiner ersten Kindheitserinnerung lebt das Bild einer alten Dame, die am Fenster sitzt und ein gewundenes Sprachrohr am Ohre hält. Später habe ich so ein Bild in einem der „Töchteralben“ gesehen, die meine älteren Schwestern besaßen, vielleicht auch in „Herzblättchens Zeitvertreib“ einer jüngeren Schwester. Jedenfalls fließt mir dies Bild mit dem meiner Kindheitserinnerung ununterscheidbar zusammen; ich weiß nicht mehr, was in dieses, was in jenes gehört.

Als meine älteren Brüder so klein waren, wie ich zu der Zeit, von der ich berichte, soll sich nun eines Tages dies begeben haben.

Meine Mutter sah aus dem Fenster, wie ihr zweiter Junge, der damals jüngste, sich einem Dorfjungen, der wohl etwas auf dem Hofe zu tun gehabt haben mag, auf Ellenbogenweite annäherte und ihn, immer fluchtbereit bleibend, ab und zu mit dem Finger am Ärmel anrührte; jedesmal nach einer solchen Probe wich er einen Schritt zurück. Meine Mutter halb lachend, halb voll Schrecken, rief: „Paul! Was machst du da?“ Da schrie der Junge, indem er zu ihr rannte, schon von weitem die freudige Nachricht: „Er heißt nicht! Er heißt nicht!“ —

Das also war die Hilfsvorstellung, mit der die Großmutter die geziemende Distanz zwischen Herrensohn und Dorfjungen zu erzielen gesucht hatte.

Vielleicht hängt diese Geschichte mit einer anderen zusammen, die ich auch nicht restlos aufzuklären vermag. Meine Mutter erzählte einmal, wie ihrer Schwiegermutter einst widerfahren sei, daß sie mit einer sehr ernststen, ja traurigen Geschichte einen schlecht unterdrückten Heiterkeitserfolg hatte. Sie berichtete von einer Familie, die binnen wenig Tagen rein ausgestorben sei: „Erst starbte der Vater, dann starbte das eine Kind, dann starbte das andre, und zuletzt starbte die Mutter, und so starbten sie alle.“

Ich wunderte mich später oft, wenn ich meinen Vater einen Polen treffen sah, mit welcher offenbaren Freude er sein Polnisch hervorholte. Später hielt ich das mit der „Starbte“-Geschichte zusammen und merkte, daß die Großmutter Deutsch offenbar nicht als Muttersprache redete, und daß mein Vater als Kind auch zuerst polnisch gesprochen haben muß. Er sprach ein besonders reines Deutsch; nur an einer kleinen Eigenheit glaubte ich erkennen zu können, daß das Deutsche nicht seine Muttersprache war. Er sagte

nach dem Schema von „laß mir das Buch“ auch: „laß mir das tun“, und diesen Fehler konnte er sich durchaus nicht abgewöhnen. Die Familie muß zwischen den polnischen Gutsbesitzern, zwischen denen sie saß, und unter der langen polnischen Herrschaft, einigermaßen anpolonisiert gewesen sein. Wahrscheinlich nicht lange und auch nur der eine Zweig; denn von den Verwandten habe ich nie einen anders als deutsch sprechen hören, wie denn auch die Familiennamen alle ausgeprägt deutsch waren, „Moeller“ zum Beispiel und „Rohrbeck“, wie diese Mutter meines Vaters selbst hieß. Polnische Blutmischung war aber bei dem guten Verhältnis, in dem man mit den Polen dort lebte, wohl kaum eine Seltenheit; denn auch in der adligen Verwandtschaft meiner rein deutschen Mutter gab es eine kirchliche Größe, von der mitunter die Rede war, mit polnischem Namen. Und auch die Backenknochenbildung in unseren Gesichtern schien mir darauf hinzuweisen.

Mit dieser Erkenntnis wandelte nun der Eindruck, den manche andere Erfahrungen, auch die „Beißt nicht“-Geschichte meines Bruders Paul auf mich hinterlassen hatten, ihre Farbe. Ich hatte aus dieser Geschichte und aus manchen Sitten, die mir in Erinnerung geblieben waren, wie dem Rocksäum- und Handküssen, den Eindruck erhalten, daß diese deutschen Kolonisten, die da auf den Gütern saßen, ihre Herrenstellung doch gar sehr fühlbar müßten gemacht haben. Jetzt war das vielleicht gar nicht die eigentlich deutsche Stellung zur Untergebenenfrage, die sich in diesen Sitten aussprach, sondern vielmehr umgekehrt die national-polnische, welche die Deutschen nur angenommen hatten.

Auffällig ist ja wohl jedenfalls der Unterschied zwischen ostelbischem und etwa süddeutschem Herrentum. Aber dann wäre die Hoffnung gegeben, daß das eigentlich deutsche Geblüt sich wieder stärker und heilsamer durchsetzt, und damit ein Haupteinigungshindernis unseres Volkes fortfällt: der Klassendünkel auf der einen, der Klassenhaß auf der andern Seite.

Geheimrat Steinbrechts wissenschaftliches Vermächtnis

Geheimrat Conrad Steinbrecht hat in den letzten Jahren vor seinem Tode besonders geschichtlichen Studien gelebt. Kurz vor der Volksabstimmung von 1920 war der vierte Band seines großen Werkes über die Ordensburgen der Hochmeisterzeit in Preußen erschienen. Ein fünfter Band mit den Bischofsburgen war geplant, die Handschrift und die Zeichnungen, Proben der meisterhaften Aufnahmekunst Steinbrechts, sind bereits fertiggestellt.

Vom Geist der alten Marienburg

Von Paul Wichert

Der deutsche Ritterorden, der fast unmittelbar nach seinen Kämpfen mit den Sarazenen in Syrien und Aegypten die Kolonisation Preußens übernahm, fand die Vorbilder für den Bau seiner Schlösser und Burgen auf seinen Kriegszügen im Orient, in Italien und Sizilien. Letzteres gerade bildet die natürliche Brücke zwischen christlicher und arabischer Baukunst, die diese Verbindung in dem sizilianisch=normännischen Baustil zum Ausdruck bringt. Mit ihren vielen herrlichen alten Bauwerken der verschiedenen Epochen konnte Sizilien besonders befruchtend auf die Ideen der Baumeister des Ordens einwirken. Besaß dieser doch selbst 1193 als ein Geschenk Kaiser Heinrich VI. die chiesa della magione in Palermo, deren schönes Portal mit dem hochauftrebenden, schlanken Spitzbogen seine getreue Nachbildung in dem Haupteingang zum Schloß Marienburg gefunden hat. Aber in erster Linie mag wohl dort das alte Schloß El Kasr auf der Halbinsel El Khalessa den Ordensrittern beim Bau der Marienburg im Sinne gelegen haben, jene Zwingburg, die die arabischen Kommissäre des Fatimiden-Emirs Salem auf der Stelle der alten Neapolis 937 gegen die aufrührerische nationale Dynastie der Kelbiten gebaut hatten. Lagen doch ähnliche Verhältnisse nach der Unterwerfung der heidnischen Preußen vor, wo es für den Orden galt, ein drohendes Wahrzeichen ihrer Macht zu errichten, um den schwer erkämpften Besitz behaupten zu können. Man findet eine solche Anlage im Sinne einer weitschauenden Eroberungspolitik außer in Palermo und Marienburg später auch in Petersburg. Der Orden lernte in El Kasr eine Zwingburg kennen, bei der die Aufgabe eines befestigten Platzes mit dem Sitz der höchsten Landesgewalt zu verbinden, in hervorragendster Weise gelöst war. Hier war das Schloß, die Gebäude für Beamte und Soldaten, Arsenal, Zeughaus, Gefängnis, kurz alles für eine Zwingburg notwendige auf verhältnismäßig engstem Raum zu einem Ganzen vorbildlich vereinigt. Aber auch für die Bauweise selbst erhielt der Orden in Palermo namentlich Anregungen, die sich sichtbar in Marienburg auswirkten. Italien und Sizilien sind arm an Kalk-, Schiefer- und Sandsteinbrüchen, so daß seit ältester Zeit der Formstein bevorzugt wurde, wovon so viele Kirchen und Profanbauten Zeugnis ablegen. Auch der Orden war in Preußen auf die Kunst des Siegelbaues angewiesen und übte sie bald in einer Vollendung aus, daß die Marienburg aus einem anderen Material gebaut heute gar nicht denkbar erscheint. Streng und einfach in der Form, aber doch wunderbar ideal aufstrebend, steht sie heute vor unseren Augen als

ein Schloß da, das wie keines die ritterliche, staatliche und religiöse Idee des Ordens versinnbildlicht. Die architektonische Gliederung erscheint auf den ersten Blick nur durch das praktische Erfordernis bedingt, aber wie bald belebt sich das tote Mauerwerk in seiner tiefviolett-braunen Färbung durch das dem Auge wohlthuende Muster! Die dunkelglasierten Köpfe der Strecker im Ziegelverband stehen im Wechselspiel zu den roten Läufer-schichten. Verwundert schweift die Erinnerung zu den schachbrettartigen Wandflächen des Monreale und vieler Kirchen in Palermo, der Dome in Genua und Toscana, nur daß sie bei aller Ähnlichkeit ein durch das Material modifiziertes Seitenstück bei ihren Fassaden ergeben. Bei allen Formsteinbauten tritt das Ornament nur als etwas Zusätzliches auf, wie z. B. eine Guirlande, eine Umkränzung von Tür und Fenster. Ornamentale Inschriften gibt es im christlichen Europa nur in Sizilien und im Ordensland. Die aus einzelnen quadratischen Ziegelsteinen mit Majuskelsbuchstaben zusammengesetzten Inschriften tauchen beim Hochschloß am Nordflügel und in einzelnen zerstreuten Steinen an der goldenen Pforte der Kirche auf. „Dem Muhamedaner waren diese Inschriften gewissermaßen ein Ersatz der Gemälde,“ sagt Joh. Voigt, „deren Anwendung ihm seine Religion verbot. Das ewige Formspiel sich entwickelnder Ornamente, das die Wände im Innern wie im Außern bedeckt, verlangt den Gegensatz eines rein geistigen Ausdrucks.“ Diesen Ausdruck findet man in der Marienburg im Kapitelsaal auf das reinste ausgeprägt, aber auch sonst ist die Idee der Vergeistigung einheitlich in dem Baustil aller einzelnen Teile des Schlosses vorherrschend geblieben, so viele Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte das ursprüngliche alte Ordenschloß auch hat erleiden müssen. Sie tragen alle den Stempel eines Stils. Die Idee ist das ewige, sie ist die Schönheit selbst in der Kunst, die den vollkommensten Ausdruck derselben gefunden hat. Ob auch kein Baumeister in den Ordensurkunden genannt wird, so war es doch nur der Geist eines Einzigen, der den gleichen ursprünglichen Gedanken in genialer Weise verkörperte, diese imposanten Hallen schuf mit ihren wie Wasserbündel aus einer Fontäne herausschießenden Säulen, die in vielen Strahlen im Sternengewölbe verlaufen und eine unvergleichliche Erhabenheit ausdrücken, die uns in Ehrfurcht verstummen läßt. Der zu Stein gewordene Genius des deutschen Ritterordens. Das konnte nur durch einheitliche Bauleitung erreicht werden, nicht durch verschiedene italienische oder deutsche Baumeister mit ihren eigenen Ideen, sondern durch den im Baufach gebildeten Ordensmarschall selbst, der den Bau auf traditioneller Grundlage weiterführte. Im Marienburger Archiv ist kein Plan gefunden worden, nach dem ge-

arbeitet wurde. Es gab nur einen „Maurer“ als Bauführer, nicht als Konstrukteur. „Hiernach hat sich der Maurer zu richten“, heißt es in den bezüglichen Schriftstücken, die die Richtlinien für die Einzelausführungen geben. Es gab auch einen „Steinmeister“, der über das Material Rechenschaft ablegen mußte, und einen „Steinmessen“, aus dessen Statuten die Bezahlung nach Tagelohn hervorgeht. Der Marschall ordnete an, die Ausführenden waren die Ordensbrüder, die Arbeiter die Laienbrüder und Landesbewohner.

Zwölf Jahre nach dem Bau der Burg Lothstätt wurde neben dem alten, allerdings etwas fabelhaften Dorf Alnem zum Schutze der Schifffahrt auf der Nogat die Burg gebaut, die zu Ehren der heiligen Jungfrau „Marienburg“ genannt wurde. 1276 begonnen, wurde sie erst 1280 massiv ausgeführt. Sie hatte damals noch nicht die schöne geschlossene Form wie heute. Erst nach 1303, als der Orden mehr zur Ruhe gekommen war, wurde sie 50 Jahre lang dauernd umgebaut und erweitert und stand erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in ihrem höchsten Glanz da. Man hatte zum Schutz des Hochschlosses auf der einen Seite die Nogat gewählt, während von der anderen Seite die Vorburg deckte, die vier- bis sechsmal mehr Raum einnahm als das Hochschloß und Wohnungen für Ritter, Laienbrüder und Troß, sowie Ställe und Scheuern, Werkstätten und eine Kapelle aufwies. Hier steht noch heute der 1410 gebaute runde „Buttermilchturm“, der nach der Volkssage seinen Spitznamen daher erhalten hatte, daß 1596 der polnische Oekonomus von Marienburg, Stanislaus Kostka, vier Bauern des Dorfes Gr.-Lichtenau, das eine Lieferung von Buttermilch verweigert und nachher mit Hohn geleistet hatte, in diesem Turm so lange einsperren ließ, bis sie das gelieferte Faß Buttermilch selbst verzehrt hatten (Hartmann a. a. O.). Auf der dritten Seite des Schlosses lag die Stadt Marienburg, die in Zeiten der Belagerung Kriegsdienste leisten mußte, mit Weibern und Kindern aber in der Vorburg Zuflucht fand. Das Hochschloß diente als Zitadelle, als letzter Halt. Die ganze Feste war mit breitem, trockenem Graben, mit Mauern und Wehrtürmen umgeben, die auch um die Stadt liefen. In der Vorburg befand sich ein Garten mit drei Fischteichen, daneben der hochmeisterliche Tiergarten, wo sich die Menagerie befand, Hirsche, Rehe, auch ein Löwe im Zwinger (1408 geschenkt), sowie Auerochsen, Meerkühe und Meerochsen, Bären und Affen. Im Garten stand des Meisters „Sommerhaus“ mit Wohngemächern und einem Sommerremter zur Bewirtung von Gästen. Ein Baumgarten, den schon Winrich von Kniprode angelegt hatte, lieferte Obst für die hochmeisterliche Tafel. Bekanntlich spielte Obst bei den Ordensrittern eine große Rolle. Gehörte doch unter

die diätetischen Vorschriften des Arztes für den Hochmeister folgendes: „Wenn Ihr umfahret in Eurem Lande, so schicket es sich wohl, wenn die Luft sehr feucht und kalt ist, daß Ihr stetiglich bei Euch habet einen Apfel Sommers und Winters, wo Ihr reitet oder ziehet, und an dem riechet in solcher Luft oder auch in pestilenzischer Luft.“ (Joh. Voigt.) Wenn die holde Weiblichkeit sonst auch in der Burg bei den zur Keuschheit verurteilten Ordensbrüdern keinen Zutritt hatte (mit Ausnahme der Köchin des Hochmeisters, die ausdrücklich als „alte Köchin“ gebucht war), so wurde am Osterabend doch eine Ausnahme gemacht. Da kamen die jungen Mädchen aus der Stadt auf den freien Platz in der Vorburg zu lustiger Kurzweil, da lustwandelte unter ihnen auch der Meister und ließ sich im Tanzreihen umzingeln.

Das Hochschloß ist nicht erhalten geblieben, wie es im 13. Jahrhundert bestand, aber an seinem Grundcharakter, der konzentrierten, imposanten Massenwirkung ist nichts verändert. Es stellt ein Quadrat dar, dessen Gemächer den ganzen Raum zwischen den Umfassungsmauern ausfüllen, in der Mitte der Kapitels- oder Hochmeistersaal. Als einziger Eingang zu ihm dient das oben erwähnte 15 m hohe und 5 m breite Tor nach orientalischem Vorbild, dem Sinn einer Festung gemäß mit Fallgatter und Schießscharten bewehrt. Das Schloß nimmt auch die Kirche St. Marien auf, die von dem Hochmeister Dietrich von Altenburg (1235–41) durch einen aus dem geschlossenen Viereck heraustretenden Thor erweitert wurde, um darunter eine Begräbnisstätte für die Hochmeister, die St. Annenkapelle, zu schaffen. Das niedrige Kreuzgewölbe der Kirche wurde abgebrochen und darüber ein hohes Sterngewölbe gesetzt. Die alten Fenster wurden entfernt und zugemauert, so daß die Kirche ihr Licht durch die hohen schmalen Fenster des Vorbaus erhält. Von der alten Kirche hat sich nur der Eingang zum Remter erhalten, die sogenannte „goldene Pforte“, das künstlerisch bedeutendste Beispiel der Baukunst des 13. Jahrhunderts. Der Relieffschmuck seiner Säulenkapitäle, die noch reicheren Figuren in dem Laubwerk an den Leibungen der Spitzbogen sind das Edelste, was in Ziegelbau geschaffen worden ist. Die von Büsching entzifferten — nicht aus Majuskelsbuchstaben zusammengesetzten — Inschriften im Kapitelsaal gehen mit der Sitte der Araber, Sprüche des Koran auf die Wände zu schreiben, parallel und geben ein Beispiel damaliger Poesie und Sprache:

Bitten wir got vns bescheern
 Vrunde die sich turren wern
 Der ist nv vil grolich not
 Ir legen vil dir slagen tot.

(Bitten wir Gott uns zu bescheeren Freunde, die sich dürfen wehren, deren ist nun viel große Not, ihrer liegen viel erschlagen tot.)

Demut vnd gotis varchte
vil cresslich an ym warchte
Daz her dieser werlde gust
versmehte sam geringe lust.

(Demut und Gottesfurcht viel kräftiger an ihm wirkte, daß er dieser Welt Freude gleich geringer Lust verschmähte.)

Der einzige Pfeiler im Kapitelsaal ist nur eine 0,65 m starke Granitsäule, die in der Mitte das mächtige Gewölbe trägt. Von drei Seiten fällt Licht durch große zweireihige Fenster. Mit staunenswerter Kühnheit sind unter Verlaß auf die Granitplatten in der unteren Fensterreihe größere Mauerstücke herausgeschnitten und in die Lücke zwei dünne Pfeilerschäfte gestellt, ebenso wie in dem Korridor an Stelle einer Säule ein sogenannter Binder eingesetzt ist, um neben der Brunnenmündung ein Handbecken zu stellen, des Meisters „Handfaß“ genannt, an die katholische Kirche erinnernd. Früher floss der Mühlgraben unter dem Haupthaus hindurch, so daß man an allen vier Korridoren der übereinanderliegenden Stockwerke mittels eines niederzulassenden Eimers Wasser hinaufziehen konnte. Die Eingänge, die von Norden und Süden in die St. Annenkapelle führen, weisen reichen Bildschmuck auf. Man schreitet über Grabsteine mit kaum leserlichen Schriftzügen. Eine Inschrift lautet:

Hier liegen die Meister begraben,
Der von Altenburg hat angehaben. 1341.

Auf dem Grabstein des um den Orden so verdienten Meisters Heinrich von Plauen ist zu lesen: „In der Jahr czal christi 1429 do starp der erwirdige Bruder Heinrich von Plauen.“ Hier weht der Geist Marienburgs. Die Steine reden.

In einer tiefen Mauerblende der Außenwand des polygonalen Chorschlusses der Kirche steht das kolossale Marienbild hoch über dem Burggraben, so daß es schon weit von der Ferne gesehen werden kann: Maria mit dem Kinde auf dem linken Arm, das Szepter in der rechten Hand haltend. Das 8 m hohe Bild tritt in Mosaik auf Goldgrund aus der Mauerblende heraus, das Gesicht der Jungfrau (1 m hoch) zeigt edelsten Ernst. Es ist wohl die größte Figur dieser Art des gesamten Mittelalters, durch die Kolossalität der Formen überraschend und erhaben in der Wirkung. Als 1823 das beschädigte Bild durch den Italiener Gregorie restauriert wurde, fand er darunter einen bemalten Stucküberzug, der darauf schließen ließ, daß das Bild zunächst in dieser einfachen Art ausgeführt war.

Das Mittelschloß, das nach des Hochmeisters Ausgabenbuch zwischen 1377 und 1399 gebaut ist, hat nur drei Flügel, so daß der Mittagssonne freier Blick in den Hof gewährt wird. Hier ist nur der Westflügel aus alter Zeit erhalten geblieben, in ihm zeigen der große Konventsremter, der kleine und der große Remter und der Hochmeisterpalast die Spuren alter Herrlichkeit. Zu ebener Erde betritt man den ersteren Remter, der 30 m lang und 15 m breit ist und nur von dem Moskowitersaal in Königsberg, mit Ausnahme der Höhe, übertroffen wird. Mit seinen drei schlanken, Liliestengeln vergleichbaren Granitsäulen atmet der Bau eine Leichtigkeit und Gefälligkeit, die dem Zweck eines Versammlungs- und Speisesaales entspricht. An ihm schließt sich die Küche an. Unter dem Saal liegt ein Keller, der zu den Sehenswürdigkeiten Marienburgs gehört, da er nur ein Gewölbe darstellt, dessen Bogen in der Mitte zu einem sich nach unten verjüngenden Pfeiler zusammengefaßt sind. Dieser stützt den mittleren Pfeiler des Konvents- saales. Von hier geht eine Treppe in der Dicke der Mauer zu der Wohnung des Hochmeisters, die nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen konnte. Sie enthält den kleinen Remter mit zwei schlanken Pfeilern, die ein Gewölbe tragen, dessen Bogen mit grünendem Weinlaub und reifen Trauben ausgemalt sind, dann des Hochmeisters Wohnzimmer, daneben das Schlafgemach, in dem der Meister als einziger unter den Brüdern sich eines Flaumfederbetts erfreuen und im Sommer auf Bettkissen mit Bezügen aus samischem Leder ruhen konnte. Es war mit einem blauen Vorhang umgeben, der nicht weniger als 26 Mark gekostet hatte, in damaliger Zeit viel Geld. Kostete doch sein mit blauem Tuch ausgeschlagener „Hangelwagen“ nur 10 Mark, was auch ein Läufer bekam, der einen Brief des Hochmeisters nach Rom brachte! 1309, als Siegfried von Feuchtwangen das Schloß als Ordenshaupthaus zum Wohnsitz wählte, mußten sich die Hochmeister noch bescheidener mit der Komturwohnung begnügen.

Ueber das damalige Leben und Treiben auf Schloß Marienburg wird folgendes aus einer Zeit nach 1377 berichtet, in der die alte Einfachheit schon entschunden und einem gewissen Wohlleben Platz gemacht hatte: „Im warmen Remter des Meisters störte keine Witterung der Gäste heitere Laune. Speisen und Getränke kamen aus des Hochmeisters eigener Küche und eigenen Kellern. Die Küche des Meisters war, wie die Berichte über den Einkauf des notwendigen Vorrats beweisen, immer weit besser bestellt wie die des gemeinsamen Konvents.

Es vergnügte die Gäste wohl nicht selten ein Lustigmacher, ein Narr oder Gaukler. Nicht allein der Hochmeister hatte seinen

Hofnarren, wie bekannt ist, sondern es kamen zur Kurzweil auch fremde Narren nach Marienburg, um für ihre Pössen von dem Hochmeister belohnt zu werden.

Im Remter fanden sich alle zusammen. Hier ergözte die Gäste Musik und Dichtkunst, denn nie wurde ein großes Kapitel in Marienburg gehalten, wozu nicht musikalische Künstler und Liedsprecher sich einfanden. Die bedeutende Zahl der Gäste und ihr langer Aufenthalt erforderte großen Aufwand usw.“

Die Burg war zunächst der Sitz eines Konvents von zwölf Ritterbrüdern gewesen, später als Ordenshaupthaus hatte sie eine sehr zahlreiche Besatzung, die große Erweiterungen nötig machte. Sie gelangte 1457 nach dem dreizehnjährigen Krieg mit Polen in den Besitz des polnischen Königs Kasimir IV., dem die Söldner des Ordens das Schloß verkauften. Seitdem war es lange die Residenz polnischer Woywoden, die es durch Einbauten allerart entstellten, bis es in ganz verwahrlostem Zustand erst wieder 1772 in preußischen Besitz zurückkam. Im großen Remter des Schlosses huldigten am 27. September die westpreußischen Stände der Krone Preußen. Das Schloß wurde darauf Sitz der Verwaltungsbehörden und durch Umbauten Kasernenzwecken dienstbar gemacht, bis es immer mehr und mehr verfiel. Im Jahre 1799 machte Oberbaurat Gilly in einem Buch über die Marienburg mit schönen Kupfern als erster die Oeffentlichkeit mit der von niemand geahnten Herrlichkeit bekannt. Auch Friedrich Wilhelm III. erfreute sich an diesem Werk, aber das hinderte seine Minister nicht, das Schloß in ein großes Mehlmagazin zu verwandeln. Mit großer Mühe wurden dazu die Gewölbe ausgeschlagen und Zwischenwände gezogen. Schon sollte auch der Westflügel des Mittelschlosses eingerissen werden, als der Dichter Schenkendorf 1803 einen Weheruf erschallen ließ. Sofort erfolgte ein Gegenbefehl des Königs, auf den aber noch nichts geschah, das traurige Bild der Verwüstung zu beseitigen. Da schrieb der Minister von Schön 1815 an den Staatskanzler Fürsten Hardenberg: „Dieses schöne Denkmal einer Zeit, in welcher die Begeisterung für das Heiligste erhabene Bilder schuf, kühne und große Ideen weckte und dem Menschen Beharrlichkeit und Kraft zu ihrer Ausbildung gab, zugleich ein würdiges Zeugnis von dem Standpunkt damaliger Bildung und ein von jedem Kenner gepriesenes seltenes Werk der Baukunst ist zum Teil schon vor etwa vierzig Jahren von ungeweihten Bauhandwerkern (denn Meister waren es nicht) zertrümmert und in Kasernen und Magazine verwandelt; nur noch zwei der größten Kunstwerke waren erhalten, bis auch diese, wenn auch nicht durch Vernichtung, so durch Verstümmelung im Innern der gemeinen Nütz-

lichkeit weichen mußten. Der Hochmeister-Kemter ist in acht elende Gemächer in zwei Stockwerken umgebildet, die berühmte Säule, welche durch eine äußerst kunstreiche Verbindung das ganze Gewölbe hält, ist jetzt umgeben von einer gemeinen Mauer, die im oberen Stockwerk unbenutzte Böden und im untern die Wohnung eines Schulmeisters trennt. Der Konventsremter ist jetzt mit seinen Prachtgewölben eine in zwei Böden abgetheilte, jedoch nur zum kleinsten Teil benutzte Salzremise. Diese Zeit des Unglücks ist überwunden durch einen Krieg, der die Nachkommen jener Helden, welche den Bau gründeten, würdig macht, sich eines solchen Denkmals ihrer Ahnen zu erfreuen und ein herrliches Anerkenntnis ihrer unsterblichen Taten würde es auch sein, wenn S.M. der König seinen braven Preußen jetzt dieses Gebäude in seiner eigenthümlichen Größe wiedergäbe.“ —

Darauf erfolgte die planmäßige Wiederherstellung des Schlosses von 1817 bis 1831 durch Baumeister A. Gersdorff, unterstützt durch den Marienburger Prediger Häbler, der das urkundliche Material sichtetete, und den Archäologen Joh. Voigt. Es ist das hohe Verdienst Gersdorffs, bei diesen Restaurierungsarbeiten Gewölbe von solcher Größe geschlagen zu haben, wie man sie bisher im 19. Jahrhundert nicht zu schaffen gewagt hatte.

Am 20. Juni 1822, als der damalige Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., Schloß Marienburg besuchte, war dort ein herrliches Fest. Nach 360 Jahren hielt zum erstenmal wieder ein deutscher Fürst Tafel im großen Kemter. Ein Liedsprecher trat nach alter Sitte mit der Harfe auf und sang ein von Eichendorf gedichtetes Lied. Die Anwesenden riefen „dem ritterlichen König und dem Königssohn“ ein Lebehoch zu, in das alle begeistert einstimmten. Der Kronprinz füllte seinen Becher und trank den Versammelten zu: „Alles Große und Würdige erstehe wieder in diesem Bau!“ Aber es kam damals nur zur Wiederherstellung des Hochmeisterpalastes und der Marienkirche. Erst 1882 wurde das Interesse des deutschen Volkes wieder wachgerufen, so daß unter Leitung Steinbrechts eine getreue und archäologisch einwandfreie Wiederherstellung des ganzen Schlosses, wie es sich heute dem bewunderndem Auge darstellt, zum Abschluß gebracht werden konnte.

Das eigentlich Poetische der Marienburg liegt in dem Kunstbau selbst, den der Geist von Jahrhunderten umweht, nicht so in der Erinnerung an ein wunderbar hohes Rittertum, das ihn einst belebte, denn dieses war mit seinem Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams unpoetisch-praktisch. Es bezaubert uns nicht, wie der Geist des sagenummobenen und abenteuerlichen

fränkischen Rittertums, das die Phantasie mit tausend bunten Gestalten umgaukelt. Nicht immer war die Ordensgeschichte ein Ruhmesblatt, aber mit goldenen Lettern sind auf ihm die Taten zweier Helden verzeichnet, deren Schicksal enge mit dem Geist Marienburgs verknüpft ist, mit ihrem Glanz und ihrem Untergang. Es sind der junge Held Ulrich von Jungingen, der auf dem Schlachtfeld von Tannenberg 1410 dem Ränkespiel der Eidechsenritter und polnisch-litauischer List mit seiner heldenmütigen Schar unterlag und sein Ungestüm mit dem Tode büßte, und Meister Heinrich von Plauen, der Marienburg gegen die Polen siegreich verteidigte, aber durch den Undank der Ritter und Landstände seines Amtes entsetzt und nach Lochstädt verbannt wurde, wo er 1429 im Kerker sein Leben endete. In diesen beiden Männern ist der Geist Marienburgs lebendig und für ewig mit ihm verbunden. Sie werden der Nachwelt unvergeßlich bleiben.

Heimat

Ich stand auf den Bergen Sturm in den Loden,
ich zog durch die Wälder den Stab in der Hand,
tief im Tale riefen die Glocken:
Siehe, dies ist dein Land!

Ich ging durch die Städte Staub an den Händen,
ich sang in den Gassen schlecht oder gut,
leise scholl es von Turm und Wänden:
Siehe, hier kreißt dein Blut!

Ich saß mit den Müttern lächelnd am Herde,
ich küßte die Kinder auf sonnigem Stein,
immer rauschte die Heimerde:
Du bist mein! Du bist mein!

Helmuth Richter

Rundschau

Der Geist der Marienburg

(Aus meinem Tagebuch)

Von Walter von Molo

Der Anfang jeder Bewegung ist die Seele jeder Bewegung — dann kommt immer im Irdischen der Widerstand, die Schwere, die Hemmung, der Niedergang. Die Seele, die Idee der Marienburg ist Zielfestung, für die seelische Kultur, für den „Fortschritt“, für den „Aufstieg“ der Menschheit alles zu wagen, unbekümmert um die Folgen, der Glauben, der die Berge verseht. Äußerste Härte gegen sich selbst, um „Unmögliches“ nicht nur zu „begehren“, sondern durchzusetzen! Ein Häuflein Ritter sitzt allein und verlassen unter dem allseitigen Haßdruck wilder Horden, es gibt keine andere Hilfe als den Glauben, daß man richtig handelt, daß daher Gott den „Pelikanen“ hilft, die ihr Blut für ihre „Kinder“, die Gläubigen, verströmen. Am meisten ergriff mich dieses immer wiederkehrende Sinnbild in der Marienburg — im Ratssaale saßen die „Pelikane“ und berieten, gefangen, zerdroschen, in rührendem siegbringenden Hoffen, im Glauben! Und dann handelten sie wieder, so schufen sie an Preußen und Deutschland. Alle drei Stunden in der Nacht weckte die Glocke die körperlich Erschöpften zur Messe, die Seele allein ist die entscheidende Kraft! In der Marienburg war dieses Wissen — möge es auch unseren Tagen wieder werden: das Blut für die Schwachen, für die nach uns! Wir müssen Pelikane sein! Die Marienburg ist ein Gotteshaus der deutschen Seele, sie soll ragen wie die Marienburg — unsere deutsche Seele unsere einzige, unsere unbefiegbare Waffe — es heben sich unsichtbar die Marienburgen im Land, aus den Niederungen der Not! Immer mehr, immer mehr baut weiter!

Die Bevölkerung Marienburgs am Ende der Ordenszeit

Von Dr. Erich Kessler

Zur Zeit, als der deutsche Ritterorden auf der Höhe seiner politischen und wirtschaftlichen Machtentfaltung stand, um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts, erfreute sich auch die Stadt Marienburg ihrer größten Blüte. Die ausgedehnten diplomatischen Beziehungen des Hochmeisters, die weit um sich greifende Verwaltungsarbeit der Gebietiger, die sich in alle Verhältnisse ihrer Untertanen einen genauen Einblick zu verschaffen wußten, der Aufschwung des ritterlichen und bürgerlichen Handels, der die Erzeugnisse des Landes über die Ostsee und Nordsee zu verfrachten pflegte, die großzügige Bautätigkeit des Ordens, die soeben erst in der Vollendung des Hochmeisterpalastes zu glanzvollstem Ausdruck gekommen war, sie alle befruchteten auch das Leben der Bürgerschaft, die dem Sitze der Ordensherrschaft im eigentlichen Sinne des Wortes am nächsten stand, und lockten zahlreiche Einwanderer herbei. Ein günstiger Zufall hat es gefügt, daß gerade für diese Jahrzehnte eine höchst wertvolle Quelle erhalten ist, das Bürgerbuch der Stadt Marienburg, das im Jahre 1398 angelegt und wenn auch mit gewissen Unterbrechungen bis zum Jahre 1770 fortgeführt wurde. Es gewährt wichtige Aufschlüsse über die Zahl und die Herkunft der Bürger, die sich damals in Marienburg niedergelassen haben.

Der Höchststand der Entwicklung um 1400 wird dadurch gekennzeichnet, daß gerade in den Jahren kurz vor und nach der Jahrhundertwende die Zahl der Einwanderer die höchsten Ziffern erreichte, die für die Ordenszeit festzustellen sind. Im Jahre 1399 erwarben 52 Personen, 1400 51 Personen und 1408 sogar 55 Personen das Bürgerrecht. Selbst die Niederlage des Ordens im Kriege gegen Polen übte keinen wesentlichen Einfluß auf die Zuwanderung in die Stadt aus. Nachdem zwar die Einwanderung in dem Jahre 1410 auf 22 und 1412 auf 21 Personen zurückgegangen war, stieg sie schon 1413 auf 34 Personen an und erreichte im Jahre 1414 mit 59 Neubürgern die Höchstzahl, die für Marienburg in jenen Jahrzehnten nachweisbar ist. Auch im Jahre 1415 wanderten 56 Personen ein, eine Zahl, die erst 1452 mit 57 Personen wieder erreicht wurde. Den geringsten Zuzug zeigen die Jahre nach dem furchtbaren Hussiteneinfall, da 1433 nur 9 und 1438 gar nur 8 Personen das Bürgerrecht erwarben. Für den Durchschnitt der Jahrzehnte ergibt sich eine gewisse Stetigkeit in der Entwicklung. In den Jahren 1400 bis 1419 wanderten jährlich im Durchschnitt 36 Personen ein, von 1420 bis 1429 waren es je 28, und von 1430 bis 1449 je 18 Personen. Im ganzen zogen in den Jahren 1398 bis 1452 nicht weniger als 1508 Personen, im Jahresdurchschnitt je 27 Personen, nach Marienburg.

Die Einwanderer gehörten den verschiedensten Berufen an; doch waren es zumeist Handwerker. Unter ihnen begegnen uns, um nur einige dem Mittelalter eigentümliche Gewerbe zu nennen, der Kleinschmied, Messerschmied, Goldschmied, Grapengießer, Gürtler, Gerber, Glöckner, Glaser, Wagner, Sattler, Kistner, Schwertfeger, Böttcher und Besenbinder. Besondere Verrichtungen übten aus der Torwärter, der Büchschütze und der Kuchtreiber, der Kellernedht und der Brückentreter. Auch einige Bedienstete des Hochmeisters ließen sich als Bürger in der Stadt nieder. Im Jahre 1403 Matis, des Hochmeisters Koch, und 1406 Steske, des Meisters Koch; im Jahre 1401 tat das gleiche Hermann, des Pferdewarshalls Kämmerer.

Mehrere Bürger zeichneten sich durch eigenartige Namen aus, die ihre auffallende körperliche Beschaffenheit oder Geisteshaltung zum Ausdruck brachten. Andere Namen mögen dem Spott gedient haben. So treten im Laufe der Jahre in der Bevölkerung Marienburgs auf: Nikolaus Rußebow, Hans Springindasand, Niclos Durchdieland, Hans Unvorworn, Niclos Schabernack, Niclos Achtisnicht, Jakob Springinsgut, Niclos Hieunddo.

Empfehlenswert waren auch nicht die Namen Peter Kornochse und Steffan Auerochse, Niclos Ziegenfuß, Hans Knyfente, Thomas Walsisch oder gar Peter Mordebier. Da hatten es Peter Habersack und Balthasar Breitschuh doch noch besser.

Die meisten Einwanderer waren im Ordenslande, wenn nicht gar in der unmittelbaren Umgebung von Marienburg beheimatet. So werden von den Nachbarorten der Stadt genannt: Damerau, Trappensfelde, Schönan, Münsterberg, Altmarkt, Pösilge, Sommerau, Schadwalde, Thiergart, Falkenau, Neuteich, Tragheim, Neumarkt, Schwentenfeld, Blumenau, Parschau, Tralau, Ließau, Braunswalde, Weißenberg, Klettendorf, Lichtfelde, Braunswalde, Biesterfeld, Pestlin, Lesewitz, Lindenau, Teschendorf, Honigsfelde, Bärwalde, Trutenau, Leßkau, Stuhm, Stangenberg, Rosengart.

Aus dem weiteren Ostpreußen kamen Suzöglinge aus Neidenburg, Treuzburg, Thorn, Rehden, Königsberg, Riesenburg, Rosenberg, Dörbeck, Soldau, Karschau, Riesenkirch, Roggenhausen, Braunsberg, Strasburg, Löbau, Holland, Lessen, Mohrunen, Dirschau, Culmsee, Marienwerder, Enlau, Birglau und manchen anderen Orten. Wie schon diese kurze Uebersicht zeigt, waren die meisten Orte in den heutigen Kreisen Elbing, Marienburg, Stuhm, Marienwerder und Rosenberg und in der Danziger Niederung gelegen. Pommerellen und das östliche Ostpreußen waren nur schwach vertreten.

Noch viel geringer an Zahl waren die Einwanderer aus anderen deutschen Landschaften außerhalb des Ordensstaates. Unter ihnen kam Schlesien besondere Bedeutung zu, wie die Herkunftsorte Goldberg, Jauer, Reichenbach, Neisse, Gleiwitz, Falkenberg, Troppau und Leobschütz zeigen.

Ihnen schlossen sich die Mark Brandenburg, die Mark Meissen, Mecklenburg und Pommern mit einigen Neubürgern an. Nur je einmal wird ein Einwanderer aus Friesland, Bayern und Oesterreich erwähnt. Das Rheinland war mit Herkömmlingen aus Köln und Emmerich vertreten. Im übrigen werden Thüringen, Hessen, Westfalen und Hannover in dem Bürgerbuch nur selten genannt. Das gleiche ist der Fall mit Polen. Dagegen kommen verhältnismäßig häufig sogenannte Böhmen vor, unter denen aber nicht Nationaltschechen verstanden werden müssen; vielmehr dürfte es sich bei ihnen zum größten Teil um Deutsche gehandelt haben, die infolge der Hussitenunruhen ihre Heimat verlassen haben. An der rein deutschen Zusammenfegung der Marienburger Bürgerschaft zur Ordenszeit ist somit nicht zu zweifeln.

Abstimmungstage in Marienburg

Von Gerhard Lawin.

Die Ostmark war immer kampfbedrohtes Gebiet. Das ist das Schicksal jeden Grenzlandes, in dem zwei Kulturen zusammenstoßen und der Gegensatz zweier Nationalitäten sich in seiner ganzen Härte offenbart. Seitdem die preußische Wildnis durch die Tatkraft des Deutschen Ordens in blühendes Kulturland verwandelt war, regte sich die Gier neidischer Nachbarn, den Gewinn fremder Arbeit, jahrzehntelangen Ringens um Land und Leute mühelos als Beute einzuheimsen. In diesen Kämpfen stand immer die Marienburg im Brennpunkt. Nicht umsonst! Sie ist ja das deutsche Wahrzeichen im Osten, Widerspiegel der deutschen Schöpferkraft, die dem Urwald reiches Leben abgerungen hat, Ausdruck des Staatswillens und deutschen Mannesmutts, die in trübester Notzeit, 1410, polnische Machtansprüche erfolgreich zurückwiesen. So ward die Marienburg zum Symbol für das Recht der Deutschen an der Ostmark, darum war ihr Besitz dem Feinde so begehrtestenswert. Mit Waffengewalt wurde sie niemals genommen. Geschäftssinn und Mammonsgeist der Söldner hatte sie seinerzeit den Deutschen entzissen. Nach dem unglücklichen Ausgange des Weltkrieges war sie von willkürlicher Besetzung,

die weite Teile der Ostmark erfahren hatten, verschont geblieben. Aber der Friedensvertrag gab die Möglichkeit, dies Wahrzeichen deutschen Geistes unter fremde Herrschaft zu bringen, als über die vier westpreußischen Kreise Rosenberg, Marienwerder, Stuhm und Marienburg die Volksabstimmung verhängt wurde.

Die Festsetzung der Volksabstimmung entsprang dem von Wilson verkündeten Gedanken „des Selbstbestimmungsrechts der Völker“. Die eigene Entscheidung der Bewohner eines Landes über ihre Staatszugehörigkeit sollte die neue Form für die Regelung strittiger Grenzfragen sein, das Recht der lebenden Generation vor allen historischen und kulturellen Ansprüchen gelten. Hierin lag leicht die Gefahr, einen gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit herbeizuführen. Die Haltung der westpreußischen Bevölkerung in der Abstimmungszeit hat das für das westpreußische Abstimmungsgebiet verhindert. Die Lebenden bekannten sich zu den Gedanken und zu der Arbeit, die einst von des Meisters Schloß aus geordnet und geleitet und von deutschen Rittersn, Bürgern und Bauern durchgeführt wurden.

Die ersten Vorarbeiten für die erfolgreiche Abstimmungsschlacht des 11. Juli 1920 waren bald nach dem Waffenstillstand geleistet worden. Der deutsche Volksrat, der die Deutschen aller Parteien in den großen Fragen des deutschen Volkstums zur Sicherung auch des letzten Stückes deutscher Erde im Osten einigen wollte, hatte auch in Westpreußen Fuß gefaßt, in Marienburg im Februar 1919. Nachdem Anfang Mai die Friedensbedingungen bekannt geworden waren, traten am 27. Mai im großen Remter der Marienburg Abgeordnete aller Parteien, mit Ausnahme der Unabhängigen, zum „parlamentarischen Aktionsauschuß Nord“ zur gemeinsamen Verteidigung der Heimat zusammen. Und am Tage darauf richteten die Vertreter der Volksräte und des ostpreußischen Heimatdienstes ebenfalls von Marienburg aus ihren eindrucksvollen Appell an die deutsche Regierung und die Bewohner der Ostmark, um die Ostmark dem Deutschen Reiche ungeteilt zu erhalten. Als aber durch die Unterzeichnung des Friedensvertrages alle Versuche zur Rettung des deutschen Landes gescheitert waren, galt es, die Einwohner des Abstimmungsgebietes zur nationalen Einheitsfront zusammenzuschließen, um wenigstens den Abstimmungssieg zu sichern. Auch in den rein deutschen Kreisen wie Marienburg war diese Arbeit durchaus notwendig. Denn in den Tagen des Zusammenbruchs war mit der Organisation des staatlichen Lebens auch der nationale Wille zerstört. Den aber brauchte man dringend für die Abstimmungstage.

Zunächst wurden „die Arbeitsgemeinschaften der politischen Parteien“ die Träger der deutschen Sache. Am 8. Juli 1919 hatten sich in Marienburg die Deutschnationale Volkspartei, das Zentrum, die Deutsche Volkspartei, die Demokraten und die Mehrheitssozialdemokraten nach einer Kundgebung im großen Remter des Schlosses zur gemeinsamen Rettung des Weichselgaues zusammengeschlossen. In Marienburg war der Vorort der Vereinigung, bis er später mit Rücksicht auf die engere Zusammenarbeit mit dem deutschen Abstimmungsbevollmächtigten nach Marienwerder verlegt wurde. Die in allen größeren Orten gebildeten Arbeitsgemeinschaften entfalteten bald eine rege Aufklärungsarbeit. Besonders in der Behandlung der technischen Abstimmungsfragen haben sie Vorbildliches geleistet. Trotzdem konnten sie bei aller Zurückstellung strittiger politischer, wirtschaftlicher und konfessioneller Fragen doch nicht, wie beabsichtigt war, die Gesamtheit der Bevölkerung erfassen. Besonders für die Kulturpropaganda konnten sie nicht viel tun. In diesen Tagen der Not aber wollte der einfachste Mann nicht nur als Verstandesmensch und politisches Wesen gepakt sein; er fühlte, daß für die bevorstehenden harten Kämpfe der Zweckverband der politischen Parteien nicht ausreichte, daß der Deutsche mit der Seele des Volksgenossen wieder Fühlung bekommen müsse.

Dem trug „die Vereinigung des ostdeutschen Heimatdienstes und Volksrats im Abstimmungsgebiet Westpreußen“ Rechnung, die am 4. Dezember 1919 aus den schon im

Abstimmungsgebiet tätigen Vereinigungen „deutscher Volksrat“ und dem „Ostdeutschen Heimatdienst“ gebildet war und die Bevölkerung zu einer Volks- und Kulturgemeinschaft zusammenschloß. Den Unterbau stellten die Heimatvereine, die bald in jeder Stadt und dem kleinsten Dorf alle Deutschgesinnte vereinigten, mit dem deutschen Lied, deutschen Märchen und deutschen Theaterstücken die deutsche Seele weckten, die durch Krieg und Revolution verlorengegangenen Ideale des deutschen Volkes wieder hoben und so die Herzen für den deutschen Kampf gewannen. Die zielklare Aufklärungsarbeit der politischen Parteien hatte das Heer der Heimatkämpfer geordnet und mit den geistigen Waffen zur Verteidigung ausgerüstet, die kulturelle Propaganda des „Heimatdienstes und Volksrats“ gab diesem Heer die Begeisterung für die Idee, die dem aufgezwungenen Kampf zugrunde lag.

Auch die Polen rüsteten sich. Aber an der nationalen Geschlossenheit der Deutschen scheiterten alle Ueberredungskünste und alle Bedrohungen. Von dem Erstarren des nationalen Bewußtseins legte der „Deutsche Tag“ in Marienburg am 20. Juni 1920 das beredteste Zeugnis ab. Schon der Auszug der deutschen Garnison hatte die Gesinnung der Marienburger deutlich offenbart. Auch der Aufruf der Bevölkerung zur letzten Willenserklärung kurz vor dem Eintreffen der interalliierten Kommission und der Besatzungstruppen war erfolgreich gewesen. Ueberfüllte Versammlungen in allen Sälen der Stadt bekundeten die Entschlossenheit, mit der man den Sieg erstrebte. Aber der „Deutsche Tag“ wurde zu einer Heerschau, wie man sie nicht erwartet hatte. 35 000 Menschen waren in feierlichem Festzuge durch die Stadt nach den Lauben gezogen. Lautlos lauschte die Menge auf dem Markte den Chorgesängen und den Reden. Ergriffenheit hatte sich aller bemächtigt, und aus den Augen strahlte die Hoffnung, daß die Knechtschaft bald vorbei und das Land wieder frei sein würde. An diesem Tage war der Sieg nicht mehr zweifelhaft, zumal treue Abstimmungshelfer aus dem Reich, über 2000, für die Stadt Marienburg zum 11. Juli zu erwarten waren. Sie kamen mit der Eisenbahn, zu Schiff und im Flugzeug. Ein herzlichster Empfang wartete ihrer. Sorgsamst war alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet, Quartiere besorgt, trotz aller Nahrungsmittelknappheit das Beste aus Küche und Keller dargeboten.

Ein sonniger Julisonntag grüßte am 11. Juli 1920 zur Schlacht, und als er zu Ende ging, leuchtete der deutsche Sieg. Von 9806 Abstimmungsberechtigten hatten in der Stadt Marienburg 9641 für Deutschland, nur 165 (2 Prozent) für Polen ihre Stimme abgegeben. Um Mitternacht wurde das Ergebnis bekannt. Eine Begeisterung ohnegleichen packte die Massen. Trotz des Verbotes der Kommission zogen sie mit Gesang durch die Gassen der altherwürdigen Stadt zum Blume-Denkmal, dann zu den deutschen Führern. Es war nachts um 1 Uhr. Unten auf dem Markt standen die Tausende und hörten ergriffen die Reden, die vom Fenster der katholischen Probstei gehalten wurden. Am nächtlichen Himmel leuchteten als freundliche Siegesboten hell die Sterne. Und aus den Nachtschatten grüßten in ihrer ganzen Schönheit und Wucht die Türme und Umrisse der stolzen deutschen Marienburg.

Jeder Kampf braucht eine Parole und ein Symbol. Die hehre Marienburg gab sie uns in den Abstimmungstagen, lehrte uns einig und treu sein und nicht in den Fehler des Parteihaders zu verfallen, wirkte so als Zeuge der Vergangenheit und doch auch als Wegweiser in die Zukunft, zeichnete es uns als heiß erstrebenswertes Ziel und kündet es kommenden Geschlechtern, festzuhalten, was Treitschkes Wort auf dem Abstimmungsdenkmal in der Gestalt des Ordensritters ausspricht:

„Dies Land bleibt deutsch!“

Burg Wenden in Livland

Von Heinz Oskar Schönhof

Ueber den Bruch... über den Fluß... über die Wälder, die undurchdringlichen Wälder... weit, endlos weit ist die Ferne...

Der Turm ragt und späht.

Dicht an die Burgmauer ist die Siedlung herangedrängt, den Hang des Hügels herauf. Niedere graue Holzhütten unter tiefem Strohdach. Da haust der versprengte Wendenstamm; weit hergewandert: aus Preußens Norden, den Strand entlang, immer gejagt, immer gedrängt: vom kurischen Windauufer zum alten Berge bei Riga; und weiter, immer weiter nach Norden hinauf, die Livländer Aa hinauf — — bis auf den „Nußberg“ hier im Schatten des Turmes... Da wohnen lettische und livische Siedler, Verschlagene von den Stämmen Kaupos*), im Schutze der festen, massigen Burgmauer, welche „Wendenkülla“, das Wendendorf, schützt und schirmt gegen den undurchdringlichen Wald, die endlos weite Ferne, und was in ihrem Schatten heranschieben mag mit Raub und Fehde und Brand.

Der Turm ragt und späht.

Der Turm ragt und wacht.

Unverwandt blickt er mit scharfen, schmalen Augen über den schwarzgrünen Föhrenwald, über den breit und eilig strömenden Fluß (die Livländer Aa). Sein Festkleid hat der Fluß angelegt: schimmerndes Herbstgold brachten ihm die Birken an seinen roten, felsigen Hängen, gelbes und rotes Herbstgold zu weißem Gewande, und die ersten Föhren schlagen — schwer und lastend — den tiefgrünen Mantel darum her.

Doch grau und wetterhart ragt der Turm dort hoch vom Hügel auf, seit der Ordensmeister Venno den Grundstein gelegt (wohl um 1207) und Meister Folkwein (gestorben 1236) den Bau vollendet. Unbewegt schaut er die Sonnenlichter über den Wäldern und sieht den dunklen Schatten heranziehen aus der Fernen Blau und diese Lichter auslöschen mit düsterer grauer Hand... Und wenn das festliche Gold — sachte, ganz sachte — versunken, wenn das weite, weiße Sterbetuch alles nun zudeckt: Fluß und Birken und Föhren und Fernen — — der Turm ragt, hart und grau, den tiefen, schwarzen Wolken entgegen... Und späht... und wacht... Und zwischen seinen schweren, niederen Zinnenzacken flattert das schwarze Kreuz im weißen Felde. — — —

Dort drinnen aber, im großen Saale der Komturei, sitzen ernst die Schwertbrüder beisammen zu gewichtigem Kriegsrat. Oben — — im hohen geschnitzten Stuhle — der Ordensmeister, das bloße, breite Schwert vor sich auf dem Tische: Der Nowgoroder zieht heran (1221) von Osten wider Burg und Siedlung, und wenn das Horn von der Sinne ruft, sollen die Brandkränze in die Schilfdächer fliegen, daß er nichts zu rauben finde und zu sengen und keinen Schutz vor den Pfeilen und Bolzen der Schützen. Durch die Gänge und Gemächer der Burg, im Viereck der massigen Mauern gehen hastige Schritte und ängstliche, halblaute Rede. Die Zugbrücken dröhnen vom eilenden Schritte der Flüchtlinge aus Wendenkülla, und der Burghof ist voll ihres ruhlosen, angstvollen Treibens.

Hart und grau ragt der Turm und späht gen Osten — — dem Feinde entgegen.

Sonne und Wolken... Wetter und Hagelschlag... Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte... und manch Geschlecht um Geschlecht...

Aus Wendenkülla, dem Wendendorfe, ist die wohlhabende Hansestadt Wenden in Livland gewachsen (etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts) im Schutz von Burg und Turm. Auf langen, beschwerlich-gefährvollen

*) Kaupo, ein mächtiger Livonhauptide, welcher zur Zeit der Christianisierung des Landes (um 1205) in der Gegend südlich von Wenden (Kremon und Treyden) herrschte.

Wegen, wohl gehütet von Schwert und Hellebarde, wandert das wertvolle Gut der mächtigen Hamburger, Lübecker, Rigaer Handelsherren — von Dorpat kommend — nach Pleskau und Nowgorod und nach Osten in die grenzenlosen russischen Weiten. Und aus dem Osten kommen die Nowgoroder Tauschwaren in deren Niederlagen zu Wenden (nachweislich 1471), und fremder Sprache Laut wandert durch die schmalen, hügeligen Straßen.

Nur der Turm ragt — hart, grau und massig wie einst — und späht aus schmalen, scharfen Augen über die grauen Straßen nach Ost und West und über die breiten, eiligen Wasser des tiefgebetteten Flusses und über das festliche Weiß der wiegenden Birken im Herbstgold.

Grau, massig und hart ragt er auch durch jene Sonnentage, in denen das schwarze Kreuz im weißen Felde freudiger und stolzer als je in die fliehenden Wolken hinaufweht: jene Tage, wo der größte seiner Ordensmeister — Walter von Plettenberg (1494—1535) — in den Mauern der Burg, als seiner Residenz lebte, herrschte und — starb... und die grauen Wetterwolken — tiefer und dunkler als je — — daherjagten über das Land und über die langsam verfallende Stadt und über das schwarze Kreuz im weißen Felde:

Moskowiter (1572, dann 1703) und Schweden (1601, dann 1701) und Polen (gegen 1620)... Waffen- und Kriegsnot und Feuersbrunst. (1671, später 1748)... Wo ist nun Handel und Wandel? Wohin sind die regsamten Bewohner? Wohin das schwarze Kreuz im weißen Felde? Nicht Wenden ist das mehr, nicht einmal Wendenkülla: rauchende, geschwärzte Trümmer und wenige zerfallene Hütten... Nur der Turm ragt noch mit leise bröckelnder Sinne ins düstere Abendgrau und späht aus schmalen, scharfen Augen in die dunkle Ferne nach kommenden Tagen.

Mehr als sieben Jahrhunderte sind hingegangen über das Baltenland seit damals, wo das schwarze Kreuz im weißen Felde zum ersten Male über den schwarzgrünen Föhrenkronen aufstieg... Wetter- und Hagelschlag... Helle, fruchtweckende Sonne und jagende Wolfenschatten... Weißes, goldensäumtes Segtgewand und — wirbelnde, fallende Blätter im Herbstwind und grauen Regen... Sieben Jahrhunderte sind es, seit das Mutterland seinen wehrhaften Arm über das Meer reckte, das Banner hochzuhalten, das Banner mit schwarzem Kreuz im weißen Felde. Sieben harte, durchkämpfte Jahrhunderte.

Wenden ist nur ein kleines Landstädtchen noch, und von den festen, wehrhaften Mauern der Burg auf dem Hügel droben bröckelt langsam Stein um Stein, rollt nieder und versinkt in den spärlichen, schwarzen Wassern des Burggrabens. Leise und dumpf zischelt und raunt der Wind in den Nischen und Erken des Kapitelsaales, und die hohen gotischen Fenster starren aus leeren Höhlen — reglos und stumm — in den grasüberwucherten Burghof hinab.

Nur der Turm ragt — wie einst, grau, massig und hart — hoch über Bruch und Fluß und Wald.

Die Jahrhunderte haben seine starken, stolzen Sinnen gestürzt, die festen, kampfhaften Mauern vermochten sie nimmer zu brechen! Wohl flattert nicht mehr das schwarze Kreuz im weißen Felde von seiner Spitze und kein weißer Schwertbrudermantel schleift mehr über die schmalen Stufen seiner Wendeltreppe.

Doch wenn er Ausschau hält über die grünen Fluren, die ernsten, schweigenden Wälder seiner alten, vielumkämpften, vielgeprüften Baltenkolle, der graue Eckehard da hoch im Norden — dann werden seine finsternen Augen hell und scharf — wie einst — und kampffroh. Aufwachsen sah er sie durch sieben Jahrhunderte hin, Geschlecht um Geschlecht, bis auf den heutigen Tag, die Nachfahren derer, welche — einst — das schwarze Kreuz im weißen Felde pflanzten in dieser Wälder Schatten. Wohl kennt er dies Zeichen, der ragende, alte Turm, und seine scharfen

Augen erspähen es gut, weit über die Heimatscholle hin, und weiter: in Süd und Nord, in Ost und West... tief eingegraben in die Seelen jener, deren Vorfäter einst auszogen im Schatten dieses Zeichens zu Kampf und Bau und Werk.

Mag von den Mauern bröckeln, was morsch und Säle und Treppen zerfallen!

Zäh, massig und hart steht der Turm und späht... und über ihn hin ziehen Sonne und jagender Wolken Schatten.

Die Arbeit des Königsberger Neuen Schauspielhauses

Winterspielzeit 25/26

Von Fritz Kudnig

Noch haftet einem — gewissermaßen — der Gestank der Stinkbomben in der Nase, mit denen um die menschliche Moral besorgte junge Menschen Schauspieler und Zuschauer aus Zuckmayers „Fröhlichen Weinberg“ hinauszutreiben versuchten (natürlich, wie immer in solchen Fällen, mit gegenteiligem Erfolg!), da beginnt bereits eine neue Revolution gegen diesen „Weinberg“ loszubrechen: mitten im Parlamente unserer sonst so geruhigen Stadt. Zu diesen Revolutionen in seltsamem Gegensatz steht die Tatsache, daß gerade dieses Stück seinerzeit mit dem Kleist-Preis gekrönt worden ist. Da stehen sich zwei Welten gezückten Schwertes gegenüber. Heute wird selbst in der Kleist-Preis-Kommission kaum noch ein Zweifel darüber bestehen, daß man Herrn Zuckmayer nicht ausgerechnet zum Genossen Heinrich von Kleists hätte machen dürfen. Kleists heroisches Ringen ging letzten Endes immer wieder um: den Geist; um die Erhöhung des Menschengeistes ins Uebermenschliche, ins Göttliche hinein! Zuckmayer feiert in seinem „Weinberg“: den Menschenleib, den Leib, der letzten Endes auf das Geistige pfeift; den Leib, der sich selbst bejaht und nichts darüber hinaus. Die Träger von Preisen, die an große Namen gebunden sind, müßten in ihrem Schaffen doch eigentlich immer den Geist in sich tragen, in dessen Namen man sie krönt! Daß dies bei Zuckmayer der Fall ist, wird keiner behaupten wollen.

Soviel ist kaum zu leugnen: der „Weinberg“ ist ein Stück voll prallen Lebens. Besonders die Sauf- und Prügelzene des zweiten Aktes ist in der Gestaltung saftigen rheinischen Volkslebens unübertreffbar. Viel Geist ist an das Stück nicht gerade verschwendet: dafür sind seine Gestalten unbefreitbar voller Blut. Blut ist ein durchaus unheilig Ding. Jeder kennt seine Urgewalt. Es ist der Gegenpol des Geistigen in uns, des Heiligen. Wer kein Scheinheiliger ist, wird zugeben, daß das menschliche Leben, blutvoll zum Bersten, daß es oft auch derbe, ja nicht selten gemein in Worten und Werken ist. Wer kein Scheinheiliger ist, wird aber auch diesem Stücke nicht abstreiten können, daß es stellenweise schmutzig und zotig ist! Deswegen brauchte man aber nicht gleich das ganze garstige Kind mit dem Bade auszuschütten. Es hätte wohl bei gutem Willen von seinen Zotigkeiten gereinigt werden können, ohne daß seiner Lebenswirklichkeit und Bühnenwirksamkeit viel genommen worden wäre. Der Rotstift hätte zum mindesten diese zweite Theaterrevolution, der man (falls sie wirklich aus reinem Herzen kam) ihr Recht nicht ganz bestreiten sollte, verhüten können. Daß unreifen Menschen dies Stück überhaupt vom Leibe zu halten ist, darüber besteht wohl kaum ein Zweifel. Viel eher aber als um den „Weinberg“, hätte solche Revolution ausbrechen müssen um „Die vertagte Nacht“ von Arnold und Bach. Was in diesem Schwanke in Sprache und Gebärden an schlüpfrigen Zweideutigkeiten geleistet wurde, kann kaum durch irgendein Kabarett überboten werden. Offenbar empfindet man aber die schlüpfrigste Zweideutigkeit als durchaus gesunden Sinnengenuß, während man die derbe, robuste, aber durchaus eindeutige Sprache der Sinne allein als schlüpfrig und unmoralisch erklärt. So-

viel wird gerade bei der Gegenüberstellung dieser beiden Stücke klar, Sudmayers „Weinberg“ wurde des Lebens wegen geschrieben; er gibt das ungeschminkte Leben mit — seinen Zoten —: „Die vertagte Nacht“ ist eine einzige Zote! Und eben als Zote auch gewollt; des Geschäftes wegen, das gerade mit solchen Dingen zu machen ist.

Ein fröhliches Spiel, das nicht so sehr um die stets verfängliche Liebe als um das erdichtete Riesentestament eines kirchenmausarmen Jünglings geht, war Gustav Ridelts „Glückspilz“, dem Fritz Hirsch als bejubelter Gast die akrobatenhafte Blizgelenkigkeit seiner scheinbar zahllosen Gliedmaßen lieb. Daß Herr Ridelts in seinem Stücke bei zahlreichen seiner verflossenen Schwankfabrikgenossen sehr ausgiebige Anleihen gemacht, nahm bei der heutigen — auch geistigen — Zahlungsmittelknappheit nicht weiter wunder. — Hiergegen erschienen z. B. Herr Wilhelm Giesecke (Egger-Sell) und der Zahlkellner Brandtmayer (Ernst Hetting, der nie versagende Liebhaber) in Blumenthal-Kadelburgs lange eingesargtem „Weißen Rössl“, wie durchaus lebendige, funkelnagelneue Originale, von deren guter Laune man sich ohne Besinnen anstecken ließ. Axel Walbeds lustige Leitung zeigte sich hier in schönstem Lichte. Nicht minder leuchtete sie in Hans Sturms „Irrgarten der Liebe“, einem dunklen Liebeslabyrinth, an dessen endlich glücklich gefundenem Ausgange sich nicht weniger als sage und schreibe drei heißliebende Paare in die gebreiteten Arme sinken. Sag, Liebchen, willst du noch mehr? — Mit nur zwei Paaren kommt Heinrich Algenstein in seinem Spiele „Liebfrauenmilch“ aus. Bei dem Genuße von Liebfrauenmilch sollte man eigentlich einen Rausch im Blute fühlen. Das ist hier nicht der Fall. Es liegt wohl daran, daß der Dichter seinen Geschöpfen nicht genug Blut in die Adern goß, als er sie schuf; sein Stück ward mehr ein immerhin interessantes Gedankenspiel als ein Schicksalspiel mit blutlebendigen Menschenherzen. — In Molières Lustspiel „George Dandin“ wurde wieder so ungeheuer kaltblütig mit einem Menschenherzen (dem des betrogenen Ehemannes Dandin) Schicksal gespielt, daß man auch darüber nicht ganz warm werden konnte. Vielleicht war nur das Spiel zu laut; das Seelische jedenfalls blieb zu leise, als daß es sich hätte hörbar machen können bei diesem Spiele. Derselbe Abend versuchte auch Heinrich Heines „William Ratcliff“ auf die Bühnenbeine zu bringen. Dem Versuche alle Anerkennung. Leider trugen die alten Beine den schweren Körper nicht. Eine Tragödie ist grundverschieden von einer schaurigen Ballade. Hier hörte und sah man solche Ballade, fühlte aber (trotz besten Willens) die von dem Dichter gewollte Tragödie nicht. Man sollte diesem Herrn Ratcliff die wohlverdiente Ruhe gönnen. — Mit das Lebendigste dieser Spielzeit war dagegen C. P. van Rossens und J. F. Soesmans „psychopathisches“ Lustspiel „Semina“. Kein Wunder, wenn eine Vollblutschauspielerin wie Tutta Versen in dieser „Semina“ das Spiel leitete und zudem die Hauptrolle spielte. Bei dieser Frau kommt es selten darauf an, was, sondern immer nur, wie sie spielt. Sie bringt es beinahe fertig, noch in einen Schmarren ein Kunstwerk hineinzugeßalten, wie es in dem von Blut (und Unwahrscheinlichkeiten) nur so starrenden Spiel von Hans Bachwitz „Die Henkersmahlzeit“ geschieht, in der außer anderen sehr interessanten Dingen nicht weniger vorgeht, als daß ein zu Tode Verurteilter seine Henkersmahlzeit in einem chambre séparée einnehmen darf — ausgerechnet — mit der Geliebten des Gerichtspräsidenten, der ihn verurteilt hat. Zwar stellt sich, etwas spät, heraus, daß dieser „Verurteilte“ ein unverurteilter, verhältnismäßig harmloser, geistesgestörter Herzog ist; doch dies konnte die Henkersmahlzeit nicht schmächhafter machen; weshalb sie von dem Theater-Menü alsbald gestrichen wurde. Wesentlich länger lebte Franz Herczogs „Blaufuchs“. Kein Wunder bei dem Geiste, der in diesem kostbaren Tierchen steckt, das auf den schönen Namen Blona hört und den Weibsteufel im Leibe hat. Man mag zu den Ungarn stehen wie man will, daß sie Geist haben und ihn redlich zu nutzen wissen, kann ihnen der ärgste Feind nicht streitig machen. — Selbst der als besonders geistreich verschriene Oesterreicher Hermann Bahr hatte es

neben diesem Ungarn nicht ganz leicht mit seinen „Kindern“. Sie reden ein bißchen viel, diese „Kinder“ und machen, nebst ihren Vätern, dem Grafen Freyn und dem Hofrat Scharizer, manchmal etwas reichlich viel Theater. Aber trotzdem gar oft die Gelenke ihrer Theaterseelen da und dort bedenklich knarren, kann man ihnen nicht eigentlich böse sein, denn sie sind letzten Endes Leute, mit denen es sich leben läßt. — Hoch über allen diesen Dingen stand William Shakespeares Lustspiel „Wie es euch gefällt“, das Intendant Jekner persönlich gleich zum Anfange dieser Spielzeit in Szene setzte. Es war ein wundervolles Spiel, so ganz ins Seelische hinein erhoben, daß es manchem die Tränen der Freude und der Rührung in die Augen trieb. Die zierliche Ruth Hellberg war eine Rosalinde von unsagbarer Innigkeit und Süße.

Mar Halbes 60. Geburtstag feierte das Schauspielhaus durch eine von Fritz Richard Werkhäuser geleitete, fein abgestimmte Aufführung des „Stroms“. Immer wieder, so oft man ihn auch hört, rauscht dieser „Strom“ ins Blut. Ida Ehre als Renate, Henriette Colberg-Hendrich als Großmutter, Robert Bürkner als Peter Doorn und Magnus als Jakob Doorn griffen unmittelbar ans Herz. — Nicht minder passend als der „Strom“ kam Hauptmanns Tragikomödie „Ratten“ heraus. Dieses Werk hat eine sehr zwiespältige Seele; oft liegt die Komödie mit der Tragödie im Streit. Hier fühlte man diese Doppelseele fast immer als Einheit; bestes Lob für Leiter und Spieler; die Franke-Booch als Frau John: ganz große Gestaltung. — Hans J. Rehfsch's tragikomische Frage: „Wer weint um Judenach?“ wurde nur wenige Male im Schauspielhause getan; dann stellte man das Fragen für immer ein. Wohl weil man aus dem Publikum nicht die gewünschte Antwort darauf erhielt. — Auch Paul Sech fand mit seiner „Erde“, in der er es unternahm, dem deutschen Ruhrkampf künstlerische Gestaltung zu geben, seltsamerweise wenig Gehör. Zugegeben, daß das Stück nicht völlig aus einem Guß, daß die offenbar beabsichtigte Tragödie des deutschen Volkes in die Tragödie des Separatisten Schnieder zusammenschrumpft, das Drama hat unleugbar innere Werte, deretwegen man ihm ein längeres Leben wünschte. Intendant Jekner hatte als Spielleiter einen besonders großen Tag. Unter den ausgezeichnet zusammenarbeitenden Spielern fiel der talentvolle Pledoth durch eine glänzende Lude-Type auf. — Endlich fanden auch Dieckenschmidts „Nächte des Bruder Vitalis“ den Weg zu uns. Ein kühner, wenn auch nicht neuer Gedanke: unter die Dirnen eines Bordells einen Heiligen zu setzen, der diese bekehren will. Manch Wort in diesem Werke, das an das Tiefste rührte in seiner schlichten Größe und reinmenschlichen Liebes- und Leideskraft — und doch blieb die letzte Erschütterung aus, weil des Dichters Kraft nicht stark genug war, den Abgrund zwischen Kirche und Bordell durch seine Kunst glaubhaft zu überbrücken. Man sah Balken und Bäume; sie fügten sich nicht von selber ineinander. Man hörte tönende Worte: sie kollerten oft in die Tiefe wie leere Fässer. Besonders schade, weil man an des Dichters bestem Willen, an seinem Bessern-Wollen kaum zweifeln kann! — Und Leonid Andrejews „Ozean“? Ein Abend, der einen bis zum Schlusse gefangenhält. Zwei Welten: der Ozean und die seines Geistes sind, die wilden, ungezähmten Seeräuber, rasende Naturkräfte wie der Ozean, der ihnen fröhlicher Tummelplatz ist; und ihnen gegenüber die Erde und die an sie Gefesselten, die Fischer, für die das Meer nur vorhanden ist als notwendige Futterkrippe, die sie nährt. Das Drama will offenbar nicht weniger als den ewigen Kampf zwischen Land und Wasser, zwischen Fessel und Freiheit gestalten, zwischen Haß und Liebe, zwischen Lüge und Wahrheit, Tod und Leben. Es versucht, sich in gewaltsamen Sinnbildern auszusprechen. Dabei geschieht es, daß die tönenden Worte des Dichters sich oft so groß und laut vor diese Bilder stellen, daß sie ihren Sinn durchaus verdunkeln, statt ihn zu erhellen. Es herrscht bei allem Zug ins Große manche Dämmerung und Wirrnis in dem Stück. Fritz Jekner, als Leiter dieses ungeheuer anspruchsvollen Werkes, übertraf sich selbst. Der tüchtige Bürkner und der viel-

gewandte Marliß waren Seeräuber voll dunkler Dämonie; Viktoria Strauß gab eine ihrer feinsten Frauengestalten. Erwin Krolls Musik war tief und stimmungsvoll.

Paul Wegener brachte auf seinem diesmaligen Gastspiele Max Mohrs „Ramper“ mit; einen Menschen, der Tier wird und später wieder qualvoll, als Mensch erwacht. Ein Experiment sehr fragwürdiger Güte, die Gestaltung dieses etwas sehr unglaublichen, kinopathetischen Menschentiers; aber gibt es etwas Unglaubliches, was Wegener durch seine gewaltige Kunst nicht glaubhaft machen und edeln könnte? Nein! — An wahrhaft ungründige Tiefen rührte Wegener aber in Strindbergs „Totentanz“. Ein Erlebnis, das man, schauernd, noch lange in sich nachzittern fühlte.

Sagt wären unsere Märchenspiele vergessen worden: die von Günther fix nach Wilh. Busch gefertigten „Max und Moritz“-Streiche, die in der Weihnachtszeit, von dem quidfidelen Herrmann Pfeiffer geleitet, bei Jungen und Alten wahre Heiterkeitsorkane entfesselten. Geräuschlos ergings bei Klabunds „Kreidekreis“, einer Umdichtung aus dem Chinesischen, zu. Diese Dichtung wächst in ihren schönsten Teilen in blumenhafter Anmut ganz aus lyrischer Stimmung heraus (Ruth Hellberg als Haitang, voller Märchenduft), taucht in einer Gerichtsszene von grotesker Komik (deren Mittelpunkt unser prächtiger Max Weber ist) ins Reale empor, um endlich wieder in blauem Märchenduft unterzugehen. Klabund versteht es, Altes zu erneuern und zu verlebendigen; er ist ein fingerfertiger Meister auf vielen Instrumenten. — Voll feinen Stimmungszaubers und starker Wirkung war auch das von Dr. Jekner in Szene gesetzte Märchen „Die armseligen Besenbinder“ von Carl Hauptmann: Wie hier Schein und Sein, Traum und Leben, durch- und miteinander tanzen, ineinanderwachsen und wieder auseinander schweben, das war von Dr. Jekner wundersam und immer glaubhaft gestaltet worden; sein stärkster Helfer dabei war der nie versagende, immer irgendwie den warmen Herztou treffende Eduard Wend als alter Rasche.

Zu den größten Leistungen Jekners zählte meiner Meinung nach die Inszenierung von Schillers „Jungfrau von Orleans“. Es ist ein kühnes Wagnis, unserer ganz dem Rationalismus verschriebenen Welt gerade diese Welt der göttlichen Wunder entgegenzustellen. Jekner hatte dabei das Wunderbare der Handlung nicht nur nicht zu mildern, ins Menschliche hinabzuziehen versucht, er hatte vielmehr das Wunderbare erhöht in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt; so wirkte die Tragödie stellenweise wie ein altes Mysterienspiel, ganz in tiefste Seelengründe greifend und erschütternd. Ida Ehre als Johanna trug das Stück zu schönstem Innenerfolg. — Der äußere Erfolg? Gleich Null! Leere Häuser, die bald zur Aussetzung des mit so riesenhafter Arbeit und unendlicher Liebe einstudierten Werkes zwangen.

Muß da nicht ein Intendant verzweifeln, dem seine bitterernste Arbeit also gedankt wird? Und hat der Kritiker noch ein Recht, allein dem Theater Vorwürfe zu machen, wenn er Schiller und Shakespeare als Ausnahme, Schauspielspreu und tolle Schwänke in erschreckender Uebersahl auf dem Spielplan findet? — Wir wollen uns doch nichts vormachen: Das Theater ist heute ein Geschäft geworden wie irgendein anderes. Dazu ist es aber sicher nicht weniger durch das eigene Angebot gemacht, als durch — die ständig steigende Nachfrage nach leichtester Kost und roter Sensation. Wir wollen trauern darüber. Anklagen wollen wir vor allem uns selbst und unsere vielliebten Menschenbrüder! —

Das gesamte Schaffen von Arno Holz^{*)}

Von Hermann Ploetz

Nicht ohne tiefste Ergriffenheit sehe ich die hohen, muftergültig ausgestatteten Bände dieser Gesamtausgabe vor mir. Sie stellen ja viel mehr als nur eine der glänzendsten Großtaten der deutschen Verlegerwelt dar; sie sind auch mehr als ein ungewöhnliches literarisches Ereignis; sie erschöpfen sich überhaupt nicht in ihrer überragenden dichterischen Bedeutung — sie wollen vielmehr als eine Schlacht gewertet werden, die der deutsche Kulturwille heute im friedlichen Wettbewerb der Völker gewonnen hat. „Sieg!“ leuchtet über den Bänden, der Sieg eines Mannes, der zwei Geschlechtern die Fackel der Moderne vorangetragen hat, der uns aus Eigenem eine neue deutsche Wortkunst bescherte, der sein ganzes Leben der Kunst weihte, der durch keine Verlockung und kein Mißgeschick dem Schwur untreu gemacht werden konnte, den der Jüngling sich geschworen, und der nun an der Schwelle des Greisenalters sich endlich am Ziel sieht, wo er jubeln darf: „Ich bin hindurch!“ Diese zehnbändige Ausgabe, deren 5. bis 10. Buch jetzt erschienen, sind ein Vermächtnis des Dichters an sein Volk, ein Denkmal, das der unerschrockene Kämpfer sich selber errichtete. Immer wieder hat der Unermüdlche und nie mit sich selber Zufriedene die Stoffe und Formen mit seinem Schöpfergeiste durchglüht, bis er endlich sein letztes Wort sprechen und das Ringen seines Lebens um die Ausgestaltung einer erhabenen Idee beenden konnte. Jetzt, da wir das Ganze dieser Arbeit hintereinander überblicken, tritt augenfällig in Erscheinung, wie organisch von innen her Arno Holz sich entwickelte, indes er von früh an unter dem Mißverständnis zu leiden hatte, daß man ihn für einen Theoretiker hielt, der sich ein neues Rezept erfand und danach seine Suppe kochte. Man übersah, wie gewaltig es in dieser Feuerseele brodelte, wie eruptiv die Entladungen dieser Dichterkraft waren. Seine Werke sind aus unbewußten Tiefen ans Licht gestiegen, die Werke eines Glühenden, eines naturhaft Schaffenden, der von seinem Dämon getrieben wird. Daneben ist diese Feuerseele aber auch ein Denker von wissenschaftlichem Ernst, von einer klingenscharfen Logik und einer unbittlichen Folgerichtigkeit der Beweisführung. Drängt ihn die eine Notwendigkeit zum Schaffen, so zwingt ihn die andere, sich selber Rechenschaft von seinem Tun zu geben. Mit Staunen nimmt er dabei wahr, daß sein unbewußt schaltender Dichtergeist unter einem strengen Naturgesetz steht; er entdeckt ein neues Prinzip und formt es sich selber zur Bestätigung, andern zur Erleuchtung. So ward er getrieben zum Erfassen der größten Gegensätze in Welt und Seele, zu einer Kunst unerhörter Sachlichkeit, der zum erstenmal die gesamte Natur des Stofflichen und Geistigen zum Gegenstande der Dichtung wurde. Form aber empfing diese lyrische Vorstellungsmaße von einem Rhythmus, der alle Metrik ablehnte und gespeist wurde von dem sachlichen Ausdruck innerer Erlebnisse. Langsam, in Jahrzehnten sind dem Dichter Kenntnisse und Erkenntnisse und das geniale Könnertum gewachsen. Die Frucht solcher Mühen und Begnadigungen ist der dreibändige „Phantaskus“, Arno Holzens Lebenswerk. Der Genuß dieser Dichtung setzt Wahlverwandtschaft, Ernst, Demut und liebevolle Unermüdlchkeit voraus. Für kein Kunstwerk gelten Dehmels Worte wie für dieses: „Doch der Schöpfung schöne Hülle hält ihr Wesen wohlverwahrt, ist von Reiz so spröde wie zart und erschließt des Glückes Fülle dem nur, dessen eigene Art die Art des Schöpfers offenbart“. Der

^{*)} Zehnbändige Ausgabe: 1. Band: Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. 2. Band: Daphnis, Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert. 3. u. 4. Band: Die Bleichschmiede. 5. Band: Sozialaristokraten, Komödie; Sonnenfinsternis, Tragödie. 7.—9. Band: Phantaskus. 10. Band: Die neue Wortkunst (Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze; Evolution des Dramas; Evolution der Lyrik). Alle Teile auch in Einzelausgaben erhältlich. Zur Einführung in das Werk von Arno Holz erschien: Hanns W. Fischer: Arno Holz. Verlag J. S. W. Dieck Nachf., Berlin. Wir weisen auf Jahrgang I, Heft 11, Jahrgang III, Heft 4, Jahrgang VI, Heft 1, unserer Zeitschrift (Arno Holz) hin. Die Schriftleitung.

Dichter hat seinen Freunden immerhin das Eindringen in diesen gewaltigen Tempel der Moderne erleichtert; die Seilenlänge beträgt jetzt nur noch die Hälfte derjenigen in der Inselausgabe, die Gliederung der Abschnitte nimmt auf die Leitwörter der Perioden Bedacht, Punkte und senkrechte Striche schaffen Trennungen und gleichzeitig Bindungen, und der Leser stellt beim ersten Blick fest, welch gewaltige Arbeit der Meister auch hierin geleistet hat.

Unbedingt aber in Liebe und Verehrung für den Dichter muß entflammt werden, wer auf den Gipfel seiner Dramatik, den „Ignorabimus“ gelangt. Diese Tragödie der Wissenschaft und des Schicksals schlechthin deckt Tiefen auf und legt Fernen bloß — und das alles mit einer vollendeten, erstmalig hier angewandten Technik, daß nur Ehrfurcht übrigbleibt und das Bewußtsein: Hier betreten wir Strand der Ewigkeit. Im letzten Bande nimmt Arno Holz dann selber das Wort, um die Fragen seiner Kunst zu klären, mit Gegnern abzurechnen und die Geschichte seiner Entwicklung gegen Fälschung sicherzustellen. Die funkelndste Dialektik wird zum ästhetischen Genuß. Wir dürfen aber diesen Hinweis nicht schließen, ohne des Mannes zu gedenken, dessen Name nun für immer mit dem Arno-Holz-Werk dieser Ausgabe verbunden ist, nämlich Hans W. Fischer. Seine klassisch klaren, knappen und überlegen sachlichen Einleitungen sind Musterstücke literarischer Einführungskunst. Namentlich die Art, wie er die schwierigen Probleme des „Phantasmus“ meistert, ist bewundernswert. Wer alte Ausgaben von Arno Holz besitzt und nur diese Abhandlungen beziehen möchte, sei auf den Sonderband: Hans W. Fischer: „Arno Holz“, hingewiesen.

Das Schaffen von Richard v. Schaufal^{*)}

Von Hermann Ploetz

Stolz konnte dieser Vielgenannte und doch — wenn auch von wenigen — stark Geliebte kürzlich in den Hören die Summe seines Lebens ziehen und nach der Feststellung, wieviel er dem deutschen Volke an Werten geschenkt, mit Selbstgefühl in die Zukunft blicken und den endgültigen Richter spruch erwarten. Was dem Fernerstehenden die Stellungnahme ihm gegenüber erschwert, ist vor allem der quellende innere Reichtum, die Mannigfaltigkeit seiner Offenbarungen und ihre scheinbare Zwiespältigkeit, kurz — der Umstand, daß er nicht wie die Vielzuvielen ein literarisches Segment, sondern eine Peripherie ist, geschlossen, abgerundet, immer neue Strahlen vom Zentrum empfangend und dabei doch sicher in sich selber ruhend. Alle diese Gegensätze werden aber zur Einheit geführt durch eine schöpferische Persönlichkeit, die in der Vielheit des Lebensstoffes nur den geraden Weg zur Kultur sieht, zur organischen Form, aus Altem stets in ewig Neues wachsend, proteusartig und unerklärlich aus dem Unbewußten gespeist, und zu jedem weiteren Ringe, der sich um das eine innerste Selbst legt, immer neue Strahlen einheitlichen Lichtes spinnend. Formenfreude, Harmonie zwischen Sein und Schein, verbindet ihn mit den Es-war-einmal-Dingen seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes wie mit den abgeschlossenen Kulturen der romanischen Welt. Gefühl einer selbständigen lebensvollen Form läßt ihn noch im „Balthesser“ für den Weltmann im Dandyn Stellung nehmen, wenn er verdumpftes Philistertum und verkalkte Zivilisation mit der Selbstverantwortlichkeit des Blühenden, Glühenden durchbricht. Kulturfreude an lebendiger Form macht ihn zum Europäer, der sich Verlaine und Marimee ebenso wie Dehmel ergibt und seine Liebe jedesmal in Bücher gießt. In dieser Anbetung der Form ist schon mehr religiöse Weihe, das Hochbewußtsein des Künstlers, der sich jeden Augen-

^{*)} „Gebichte“, „Oesterreichische Züge“, „Erlebte Gedanken“, „Leben und Meinungen des Herrn Andreas Balthesser“, „Kapellmeister Kreiser“ (sämtlich: München, Georg Müller) E. T. A. Hoffmann — Sein Werk aus seinem Leben dargestellt — (Almathea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien).

blick Gott und der Menschheit gegenübersteht, also sein Ich immer mit dem Ganzen erfüllt, gleichviel ob er „Erlebte Gedanken“ über Staat und Familie, Blut und Rasse, Raabe und Shakespeare schreibt, oder über „Giorgione und die Kunst“ und über „Die Mietwohnung“ allerlei Zorn und Liebe in die Tinte fließen läßt. Wer einen E. T. A. Hoffmann neben den andern hier schon Genannten zum Haus- und Herzensheiligen hat, der muß vor allem Geist als Sonne, Blinkfeuer, Farbenspiel wie als Morgen- und Abendröte besitzen. Sein Gedankenreichtum ist erstaunlich, sein Stil funkelnd. Humor in jeder Abart, ob als Satire, Witz und Ironie, steht ihm zu Gebote. Aller Glanz läßt uns aber nicht vergessen, welch reiches, edles, alle Schönheit und Größe der Welt umspannendes Dichterherz unter dieser lichten Höhe klopft und bangt, liebt und — ablehnt. Er zieht scharfe Trennungstriche, wie er starke Brücken baut. Wer diese Welt betreten will, greife zuerst zu den drei Büchern: „Märchen von Hans Bürgers Kindheit“, „Buch Immergrün“ und „Großmutter“. Hier strömen die Quellen seines Wesens. Sie sind zusammengefloßen in einen See, der das Beste seines Vaterlandes widerspiegelt, sobald wir die „Oesterreichischen Züge“ betrachten, die liebevoll gezeichneten Köpfe eines Franz Joseph I., eines Stifter und Saar oder einer Ebner-Eschenbach. Auch der Oesterreicher und der Deutsche nehmen hier Stellung zu den Fragen Volk und Staat und Heimat. Wollen wir aber die Gipfel seiner Kunst bewundern, so greifen wir zu den gesammelten „Gedichten“ und den Novellen „Eros-Thanatos“. Ueber alles Stilistische hinausgewachsen spricht ein Mensch zu uns, der aus Reichtum durch Kampf zur Reife gelangte. Zeitloses wurde sein Stoff und er selber Form.

Ostdeutsche Künstler in der Jurnsfreien Kunstschau

Die neue Generation in der Kunst

Von Dr. Otto Brattschoven

In diesem Winter konnte man in Berlin die eigenartige Erscheinung beobachten, daß die Ausstellung der Jurnsfreien Kunstschau im Landesausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof in Berlin im Hinblick auf Spitzenleistungen die bei weitem beste Ausstellung war. Während die Ausstellung der Akademie, der Berliner Secession, der Novembergruppe und des Vereins Berliner Künstler nur in ihren besten Ausstellungsobjekten über das Mittelmaß hinauskamen, trifft man in dieser Ausstellung eine Reihe von Kunstwerken, die äußerst bemerkenswert und als künstlerische Formulierungen auch von einer anregenden Erfreulichkeit sind. Dabei muß man das bisher immer etwas belächelte Ausstellungsprinzip der Jurnsfreien Kunstschau kennen. Jeder Einsender von Bildwerken wird zuerst einmal durch eine Jurn unbeanstandet mit drei Objekten aufgenommen. Man kann sich denken, daß viele Objekte sich hier ansammeln, für die das Wort Kitsch fast noch eine Belobigung ist. Andererseits macht man es sich zur Aufgabe, qualitätsvolle Erscheinungen, bekannte und unbekannte, zur Einsendung einer Reihe von Werken zu veranlassen, wodurch das Gesamtbild der Ausstellung äußerst gewinnt. Nimmt man schließlich noch hinzu, daß die Leitung dieser Ausstellung unter dem Maler Hermann Sandkuhl es meisterhaft versteht, das viele schlechte Zeug so zu hängen, daß es unter sich ist und insolgedessen gar nicht auffällt, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn nach der schlechten Ernte dieses Jahres doch noch etwas Bemerkenswertes herausgekommen ist, wie überhaupt die „Jurnfreie“ seit ihrem Bestehen von Jahr zu Jahr besser geworden ist.

Auch die zahlreichen aus Ostdeutschland stammenden Künstler präsentieren sich in der Mehrzahl vorteilhafter als in den bisherigen Ausstellungen dieses Jahres. Zu einer beschaulichen Lyrik in Anschauung und Auffassung hat sich der in Weimar als Professor tätige Felix

Messeck durchgerungen. In seinen letzten, vornehmlich in Thüringen gemalten Gemälden, unter denen „Im Park“ und „An der Ilm“ besonders beachtenswert sind, prägt sich das noch eindringlicher aus, was schon in der diesjährigen Akademie-Ausstellung anziehend war: eine Beschaulichkeit ohne formale Weichheit, Beseelung ohne Uebersteigerung und eine lebensvolle Einfachheit ohne Abstieg in die gefährlichen Niederungen der bewußten Primitivität und der aus dem Intellekt geborenen Naivität. Von einem anderen sehr bedeutenden ostdeutschen Maler, und zwar von Artur Degner, sieht man dagegen nichts Neues. Sein „Halbakt“ und seine beiden „Landschaften“ sind wohl ein vortrefflicher Ausdruck seiner bestimmten Eigenart, liegen aber auf der Linie einer Anschauungsform, die in ihrer Ausbildung, ganz abgesehen von der mitunter recht trockenen Manier, schon so weit getrieben scheint, daß mit ihr kaum noch wirklich anziehende Ergebnisse zu erzielen sind. Wenn man die Meinung ausspricht, daß diese ausgestellten Bilder mehr schnell zusammengesuchte Lückenbüsser sind, so verknüpft man damit nichtsdestoweniger die Hoffnung, daß die kommenden Werke Degners seiner hervorragenden Individualität ebenso Rechnung tragen werden wie seine spezielle Darstellungsweise sich im Wuchs elastischer zeigen möge.

Unbedingt auf sehr beachtlicher künstlerischer Höhe stehen die Gemälde von Franz Domscheit und Erich Wasse. Wasse hat von jeher eine malerische Auffassung zum Vortrag gebracht, die es verstand, die großflächige und auf vereinfachte Formprinzipien eingestellte Malerei der Gegenwart solcherart mit einer pulsierenden Auffassung zu verbinden, daß seine Malereien stets den Charakter eines logisch gesteigerten Naturalismus trugen. Während jedoch seine in der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung gezeigten Personenbilder, zumal das Bildnis des japanischen Tänzers Ishii, in der Art des Vortrags etwas oberflächlich, also nicht sehr überzeugend innerlich verankert waren, haben seine jetzt ausgestellten Gemälde eine ebenso formal mit Sicherheit durchtränkte wie in der Farbe von innerem Zusammenhalt durchsetzte Ausdruckskraft gefunden. Noch eindrucksvoller zeigen sich die neuerlichen Gemälde von Franz Domscheit. Gewiß ist es schwer, seiner ohne Kompromiß selbständigen Auffassung so beizukommen, daß man sich zu einer vollen Bejahung verstehen kann. Er stand in seinen in der letzten Zeit gezeigten Gemälden stets unter dem Zeichen der psychologisch und künstlerisch interessanten Bemühung, seiner Auffassung so malerisch Gestalt zu geben, das sowohl ein ohne Uebergang mit Kraft gesättigtes Farbgefüge im Verein mit höchster Einfachheit der formalen Gestaltung als auch ein nur ihm zugehöriges seelisches Ausdrucksvermögen zum Vorschein kam. Diese Sonderart, die bisher in der farblichen Zusammenfassung meist etwas unorganisch wirkte, hat jetzt eine viel stärkere Bindung in der Farbe erfahren, die den Weg zum Verständnis dieses Künstlers ungemein erleichtert. Etwas von der Schwere der ostdeutschen Gedankenwelt, von dem langsamen Fluß eines mit sinnierenden Ueberlegungen angefüllten Daseins, von einer vitalen Trächtigkeit, die stets in ihren Äußerungen auf das möglichst Einfache drängt, ohne an innerem Gehalt zu verlieren, und von einer herben Zurückhaltung liegt eigenartig in der künstlerischen Welt Domscheits beschloßen. Der längst totgesagte Expressionismus hat in dieser Ausstellung durch zwei Künstler eine seltsame Wiedererweckung gefunden: Schmidt-Rottloff mit seiner mehr formalen Ausdrucksgewalt ist der eine dieser beiden Maler, der andere ist Domscheit mit seiner verinnerlichten, wenn auch schwer zugänglichen Anschauungswelt.

An neueren, weniger bekannten Künstlern darf ein Schüler Pfuhles, Heinz Graf Lückner, nicht vergessen werden. Immer hat er, auch in seinen landschaftlichen Motiven eine erfrischende Art die Dinge lebensvoll aufzufassen, ohne in ein traditionelles oder mit moderner Problemüberladung angefülltes Darstellungsdogma zu verfallen. Wie mitunter ein natürliches, ohne falschen Ehrgeiz geleitetes und ohne überhebliche Formtendenzen belastetes Talent trotzdem zu einem selbständigen

künstlerischen Inhalt gelangen kann, erkennt man schließlich vor einigen ostpreussischen Landschaften von Egon von Kameke. Keineswegs sind seine Malereien große Kunstleistungen, aber sie sind die höchst selbständigen Versuche einer talentierten Persönlichkeit, der es weniger darauf ankam, der heute beliebten Auffälligkeit um jeden Preis Rechnung zu tragen, als vielmehr sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, was mit natürlicher Bemühung erreicht werden kann. In dieser Hinsicht sind die Landschaften Kamekes reizvoll und beachtenswert, sie sind nicht vollkommene Kunstwerke geworden, aber sie können als selbstsichere Äußerungen eines vielleicht für die Zukunft beachtenswerten Malers gelten.

Der aus Danzig stammende und in Freiburg i. Br. sesshafte Bildhauer Arnold Rickert ist diesmal nur mit einer Porträtbüste Max Weber vertreten. Wie man vor dieser Plastik unbedingte Achtung vor einem eminent begabten und seiner Formulierung nach auch gestaltungssicheren Bildhauer empfindet, der im Porträt das eigene Stilwollen mit der Charakteristik des Dargestellten zu verbinden weiß, so möge an dieser Stelle die Hoffnung ausgesprochen werden, daß Rickert in absehbarer Zeit einmal mit einer umfangreichen Gesamtausstellung zu sehen wäre.

*

Die Herbstausstellung der Berliner Sezession stand besonders im Zeichen der letzten Werke von Lovis Corinth und einer guten Kollektion französischer Malerei. Unter den aus Ostdeutschland stammenden Künstlern zeigte Artur Degner nur eine „Heuernte in der Mark“, Franz Domscheit eine stets wieder anziehende Variante seiner farbkraftigen und selbständig stilbewußten Auffassung, Krauskopf und Wolf Röhrich lebendige Porträts. Alle diese Malereien standen, wie überhaupt die Darstellungsformen aller Aussteller, auf beachtlichem Niveau, nur Erich Wasko leistete sich eine „Tischgesellschaft“, die eine äußerst fatale Imitation von Oskar Kozofsky war. Vergeblich jedoch suchte man die stärkeren Impulse oder Versuche tieferer Auseinandersetzung mit den Problemen der Gegenwart. Es wird in dieser Ausstellung noch einmal offenbar, wie sehr in jeder Beziehung Corinth der meisterliche Führer und die absolut überragende Künstlerpersönlichkeit war. Ausgestellt waren von ihm fünf Werke: „Tulpen und Apfelblüten“, „Baum am Walchensee“, eine „Gartenlandschaft“, das letzte im Mai des vergangenen Jahres gemalte „Selbstbildnis“ und dann der „Ecce homo“, der seit zwölf Jahren schon geplant war und der noch zuletzt aus der Tiefe seines malerischen Furors Tat und erschütternd aufwühlendes Dokument wurde. Tiefer noch indessen scheint das „Selbstbildnis“, weil es eigentümlicherweise nicht von der sonst bei Corinth üblichen Farbkraft erfüllt, sondern von einer nahezu mystisch anmutenden Einfachheit ist und nur auf ein malerisches Grau gestellt scheint. Vor diesem Gemälde ist vielleicht eine Parallele zu dem sonst vollkommen anders die Welt betrachtenden Rembrandt am Platz. Fast schon wie jenseitig blickt eine Vollendung, die gerade mit ihren scheinbar einfachen Elementen von größter Kraft und tiefster Innerlichkeit getragen wird.

v

Die Ausstellung der Akademie wurde nur von den kleineren Schwestern der Malerei, dem Aquarell, Gouachen, Zeichnungen, Graphik und von einigen vorzüglichen Plastiken im einzelnen gebildet. Es ließ sich nicht abweisen, daß die Fülle der ausgestellten Objekte verwirrend wirkte, so daß an dieser Stelle nur eine Registrierung besonderer Beobachtungen möglich ist. Immerhin muß Ludwig Dettmanns anerkannte Eigenart, Krauskopfs frische Farbigkeit im Aquarell, die herbe Sachlichkeit von Röhrich, einige Bildnisradierungen von Felix Messek und die aus leichter Eleganz jetzt wieder zu stärkerer Zusammenfassung in Radierungen gelangende Begabung von Alfred Partikel als anziehend genannt werden. Anziehend waren auch vom großen Betracht die aus eigenwilliger Schöpferkraft fließenden Lithographien und vornehmlich die Blätter zu

Goethes Lyrik von Ernst Barlach. An neuen Künstlern zeigte sich Max Lindh (Königsberg) mit einer lebendig durchgeföhlten Pastellskizze „Badende Frauen“ und W. E. Gerull mit einer im Ausdruck gesteigerten Radierung „Die Raucher“. Nicht zuletzt schließlich erkannte man Eduard Bischoff in einem Aquarell „Spielende Pferde“, durchsetzt von dem frischem Atem dieser bemerkenswerten Malerpersönlichkeit.

Das Deutschtum in Lettland

Von L. Goertz

„Es läßt sich der strenge Beweis führen, daß kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignissen uns helfen kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll.“ Diese Worte Fichtes in seiner ersten Rede an die deutsche Nation kamen mir in den Sinn beim Lesen des von der Zentrale deutsch-baltischer Arbeit beim Ausschuß der deutsch-baltischen Parteien herausgegebenen Jahrbuchs und Kalenders des Deutschtums in Lettland. Verlag Jonä & Poliewsky, Riga. Wahrlich, ein glänzender Beweis der Selbsthilfe! Zum vierten Male hat das Deutschtum Lettlands öffentlich Rechenschaft über seine Tätigkeit abgelegt. In dem übersichtlich angeordneten Jahrbuch kann der Leser sich leicht zurechtfinden. Ein mit geschmackvoll für jeden Monat ausgewählten Dichtervorten und mit historischen Angaben aus der baltischen Geschichte versehenes Kalendarium bildet den Anfang. Ihm folgen drei große Abschnitte „Aus deutsch-baltischer Kulturarbeit in Lettland“, „Vom deutsch-baltischen Leben außerhalb Lettlands“, „Aus baltischer Geistesarbeit“, denen sich eine baltische Totenliste, eine Chronik für die Zeit vom Oktober 1924 bis Oktober 1925, ein Verzeichnis der deutschen Organisationen in Lettland und ein solches der baltischen Organisationen in Deutschland anschließen. Bücherhinweise unter dem Titel „Natur und Kultur“, Besprechung von Büchern und Zeitschriften machen den Beschluß. Der Inhalt ist so reichhaltig und mannigfaltig (der erste Abschnitt enthält elf, der dritte Abschnitt acht Aufsätze), daß ich nur einige Proben geben kann. Aus dem ersten Abschnitt, der von Volkstum, Schule, Hochschule, Kirche, Organisation der gemeinsamen Arbeit handelt, sei vor allem ein Musterstück glänzender wissenschaftlicher Methode genannt. Der bekannte baltische Statistiker Dr. Burhard von Schrenck gibt auf siebenzehn Seiten einen Beitrag „Zur Bevölkerungsstatistik Lettlands und insbesondere des Deutschtums in Lettland“. Ergreifend wirkt des Verfassers ernstes Mahnwort hinsichtlich des verhängnisvollen Geburtenrückgangs in der deutschen Bevölkerung Lettlands. Die schwere wirtschaftliche Not des deutsch-baltischen Studenten, aber auch seinen Idealismus, seine Jugend- und Tatkraft schildert mit warmen Worten Dr. H. Lehmann in dem Aufsatz „Student sein...“. Aus dem Bericht des Schulrats M. v. Radcki ersieht man, daß es in Lettland 103 deutsche Schulen gibt, in denen über 9000 deutsche Kinder unterrichtet werden.

Im zweiten Abschnitt des Jahrbuchs wird vom Deutschtum in Litauen, von den in Deutschland lebenden baltischen Flüchtlingen und der Baltenschule in Misdroy erzählt. Leider fehlt diesmal ein Bericht über das Deutschtum in Estland, wie ihn die früheren Jahrgänge brachten. Dieser Ausfall erklärt sich wohl dadurch, daß zu der Zeit, wo das Jahrbuch zusammengestellt wurde, die Deutschen Estlands, nachdem sie eben ihre Kulturautonomie erhalten hatten, im Begriff standen, sich zu organisieren. Es konnte mithin noch nichts Positives berichtet werden.

Von dem Abschnitt „Aus baltischer Geistesarbeit“ möchte ich zwei besonders wertvolle Beiträge nennen. „Gemeinsame Arbeit im Dienste der Heimat“ lautet der Beitrag des früheren Ritterschafthauptmanns von Estland, Freiherrn Eduard von Dellingshausen. Was die Ritter-

schaften für das baltische Deutschtum bedeuteten, welche Verantwortung auf den Schultern ihrer Vertreter lag, das zeigen die von warmer Heimatliebe erfüllten Zeilen. Arthur Behrjng erörtert in einer feinsinnigen Studie den Christusglauben des am 3. Februar 1925 in Düsseldorf gestorbenen, aus Estland stammenden Malers Eduard von Gebhardt. Ausgehend von dessen Ausspruch „Ich will ausdrücken, was in mir an Christusglauben lebt“ kennzeichnet er die Eigenart des großen, von vielen leider nicht verstandenen urdeutschen Meisters. Eine Perle im Inhalt des Jahrbuchs möchte ich den Abschnitt „Natur und Kultur“ nennen. Von den dort empfohlenen Werken weht Höhenluft, die Besprechung ist geistvoll und tief.

Der dem Jahrbuch beigegebene Bilderschmuck erhöht den Wert der Veröffentlichung.

Reichhaltiges hat das Archiv für deutsche Kulturarbeit, welches Redaktion und Herausgabe des Jahrbuchs leistet, wiederum geboten. Möchte dieser Bericht von treuer deutscher Arbeit weite Verbreitung finden sowohl im Mutterlande als auch bei den verstreuten Stammesgenossen!

Plan der

6. Deutschkundlichen Woche vom 29. 9. bis 3. 10. 1926 in Danzig, in den Räumen der Technischen Hochschule

Thema: Deutsche Geschichte — Danziger Geschichte

Eröffnung: Senator Dr. Strunk.

Vorträge, zum Teil mit Ausstellungen.

1. Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Goetz, Leipzig: Der Sinn der deutschen Geschichte.
2. Hochschulprofessor Dr. Luckwald, Danzig: Friedrich des Großen. Auffassung von Staat und Fürstentum.
3. Hochschulprofessor Dr. Kludthohn, Danzig: Lebensideale der deutschen Vergangenheit.
4. Universitätsprofessor Dr. Madler, Königsberg: Die ostdeutsche Stammesart im deutschen Schrifttum.
5. Privatdozent Staatsarchivrat Dr. Kenser, Danzig: Wege und Ziele der Danziger Geschichtsforschung.
6. Staatsarchivrat Dr. Rede: Danzigs Stellung in der ostpreussischen Politik der Vergangenheit.
7. Studienrat Dr. Millack: Die Bedeutung der Familie Serber für die Danziger Geschichte.
8. Studienrat Dr. Rühle: Denkmünzen zur Danziger Geschichte (mit Lichtbildern).
9. Senator Dr. Strunk: Der Anteil Niederdeutschlands an der Altdanziger Besiedlung.
10. Archivdirektor Dr. J. Kaufmann: Das Danziger Staatsarchiv, seine Bestände und seine Aufgaben. Mit Ausstellung.
11. Bibliotheksdirektor Dr. Schwarz: Die Danziger Stadtbibliothek und die heimische Geschichtsforschung. Mit historiographischer Ausstellung (Chroniken, Bilder, Karten usw.).

Führungen am Sonntag, den 3. Oktober: Das historische Danzig in Führungen.

Veröffentlichungen: Anlässlich der 6. Deutschkundlichen Woche erscheint ein Danziger Sonderheft der „Ostdeutschen Monatshefte“, das den Artushof behandelt.

Als zweites Heimatsheft der „Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes“ erscheint zur Deutschkundlichen Woche F. Schwarz: Jacob Rodens Chronica oder Handbüchlein von Danzig 1579.

Die Ur-Marienburg

Im Juni erscheint das Sonderheft „Siebenbürgen“ mit einem Beitrag von Carl Lange über die Ur-Marienburg, die eine Schöpfung des Deutschen Ritterordens ist und deren Ueberreste sich auf einer niedrigen Bergkuppe nahe dem Altfluß bei Kronstadt befinden. Die Burg stammt aus der Zeit vor 1225.

Schriftleitung.

Eine „Danziger Rechtsbibliothek“ *)

Von Dr. Georg Crusen

Von der deutschen Kultur im Gebiete der Freien Stadt Danzig bildet das deutsche Recht einen Teil, und so ist es vollkommen richtig, wenn die Frage, welches Recht in Danzig gilt, dahin beantwortet wird, daß wir unter deutschem und preußischem Recht leben. Der Kundige weiß aber, daß diese Auskunft nur mit großen Einschränkungen zutrifft. Allerdings ist nach dem Inkrafttreten des Vertrages von Versailles zunächst das damals in Danzig geltende Recht des Reichs, des Freistaates Preußen und der Provinz Westpreußen in Kraft geblieben. Aber tatsächlich ist kaum ein Rechtsgebiet unverändert. Schon die Tatsache, daß Danzig aufhörte, ein Glied des Reichs zu sein, und ein, wenn auch kleines und in seiner selbständigen Betätigung vielfach willkürlich behindertes Staatswesen wurde, hat zahlreiche Bestimmungen des öffentlichen Rechts teils zum Absterben gebracht, teils in ihrer Bedeutung völlig verändert. Dazu kamen die zum Nachteil Danzigs getroffenen Bestimmungen des Vertrages von Versailles, der erzwungene Abschluß von Verträgen rechtlichen Inhalts mit Polen, und die Danziger Staatsverfassung in der Form der Bekanntmachung vom 14. Juni 1922 — durchweg Maßnahmen, die eine Kluft zwischen dem Recht der Freien Stadt und dem des Mutterlandes geschaffen haben. — Leider sind die gesetzgebenden Faktoren Danzigs nicht immer bestrebt gewesen, sie wenigstens auf den Gebieten, auf denen sie fremden Einflüssen nicht ausgesetzt sind, zu überbrücken oder doch die Vergrößerung zu verhindern. Das würde voraussetzen, daß man in allen wichtigen Fragen die Initiative des Reichs und Preußens abwartet, um dann die dort geschaffenen Gesetze und Einrichtungen mit den durch die besonderen Verhältnisse Danzigs gebotenen Anpassungen zu übernehmen. Das ist aber in Danzig bedauerlicherweise nicht immer zu erreichen. Auf allen Rechtsgebieten finden sich Abweichungen vom deutschen Recht, die zu vermeiden gewesen wären. Namentlich haben parteitaktische Erwägungen vielfach die Uebernahme wichtiger Fortschritte der deutschen Gesetzgebung verhindert oder verzögert; ich erinnere nur an die Reformen aus Anfang 1924 auf dem Gebiete des Zivilprozesses und des Strafprozesses mit der auch für Danzig dringend zu wünschenden Umbildung des Schwurgerichts. Andererseits sind wichtige Rechtsgebiete, an deren gesetzlichen Regelung im Reich die führenden Köpfe der Wissenschaft, Praxis und Politik mitarbeiten, und deren Regelung längere Zeit erfordert, in Danzig überstürzt geordnet, weil man keine Geduld hatte und sich zutraute, mit den hiesigen Kräften schwierige Probleme im Handumdrehen zu lösen. Die Ergebnisse sehen wir u. a. an dem Gesetz über den Ausgleich der Geldentwertung vom 7. April 1925, für das man das Reichsgesetz über die Aufwertung vom 16. Juli 1925 nicht abgewartet hat, und von dem das

*) „Danziger Rechtsbibliothek. Die Gesetze der Freien Stadt Danzig“, herausgegeben von Geh. Oberjustizrat Dr. Crusen, Präsidenten des Obergerichts der Freien Stadt Danzig. Verlag von Georg Stilke, Danzig und Berlin.

Obergericht bereits wichtige Teile für verfassungswidrig erklärt hat, und an dem Gesetz über den Vergleich zur Abwendung des Konkurses, dessen Gegenstück im Reich zur Zeit noch beraten wird und das voraussichtlich bald wird abgeändert werden müssen.

Nach den vorstehenden Ausführungen ist es klar, daß der Danziger Jurist nicht etwa einfach deutsch-preußisches Recht anwenden kann. Im Gegenteil muß er bei jeder Rechtsvorschrift des Mutterlandes prüfen, ob und wie sie in Danzig geändert ist. Dabei hat er es nur in wenigen Fällen (wie etwa beim Steuerrecht) mit umfassenden Danziger Gesetzen zu tun, die an die Stelle der deutschen und preußischen treten; vielmehr beruhen unzählige Abweichungen auf Einzelbestimmungen, die in den verschiedensten Gesetzen zerstreut sind. Nur der Eingeweihte weiß, welchen Aufwand an Zeit, Geduld und Scharfsinn es z. B. erfordert, festzustellen, was auf dem Gebiete des Beamtendisziplinarrechts oder des Kosten- und Gebührenwesens geltendes Recht ist. Die Folge ist, daß die wichtigsten Hilfsmittel der Gesetzesanwendung, die in der Benutzung der umfangreichen deutschen Literatur und Rechtsprechung liegen, von den Danziger Juristen nur mit äußerster Vorsicht benutzt werden können; man bewegt sich durchweg auf einem Gelände, auf dem Fußangeln und Selbstschüsse liegen.

Dem Bestreben, diese Schwierigkeiten zu mildern, verdankt die „Danziger Rechtsbibliothek“ ihre Entstehung. Sie verfolgt einmal den Zweck, von solchen Gesetzen, deren in Danzig geltende Fassung nur mit Hilfe eines Ineinanderarbeitens von deutschen, preußischen und Danziger Gesetzen festgestellt werden kann, einen authentischen Text herzustellen. Als Beispiele seien erwähnt: die Gesetze über Gerichtskosten und die Gebührenordnungen, die soeben, zusammengestellt von Rechnungsrevisor Kurt Schulz, als erste Probe der Rechtsbibliothek in einem schmalen, hellblau gebundenen und mit dem Danziger Wappen geschmückten Bande erschienen sind, und das Gerichtsverfassungsgesetz, das nebst preußischem Ausführungsgesetz, in der Bearbeitung von Obergerichtsrat Dr. Voigt, bald nachfolgen wird. Außerdem sollen solche Danziger Gesetze, bei denen zwar ein klarer Text vorliegt, deren Anwendung aber wegen der Notwendigkeit der Benutzung des deutschen wissenschaftlichen Materials schwierig ist, von zuständiger Seite erläutert werden. So erscheint in etwa zwei Wochen ein kurzer Kommentar zum Gesetz über den Ausgleich der Geldentwertung von Obergerichtsrat Dr. Reiß. Für später sind u. a. in Aussicht genommen: Wegweiser durch das in Danzig geltende Recht (von Obergerichtsrat Kettlich), das Beamtenrecht (von Staatsrat Scheunemann) und Mietrecht (von Landgerichtsrat Dr. Meyer). Auch für etwaige weitere Veröffentlichungen ist die Mitarbeit bewährter Kräfte aus den Kreisen der Danziger Verwaltungsbeamten, Rechtsanwälte und Richter gesichert.

Daß eine Gesetzesammlung wie die „Danziger Rechtsbibliothek“ geschaffen werden müsse, war mir bald nach Antritt meiner dienstlichen Stellung vor Jahresfrist klar. Aber zur Verwirklichung des Gedankens konnte ich erst übergehen, nachdem ich geeignete Mitarbeiter und in der Person des Herrn Kommerzienrats Dr. Hermann Stille einen Verleger gefunden hatte, die ausnahmslos bereit waren, im Interesse der guten Sache Opfer zu bringen. Denn daß trotz der wohlwollenden Unterstützung des Senats der Freien Stadt und des Danziger Anwaltsvereins bei dem ganz kleinen Interessentenkreis niemand von der Sammlung materielle Vorteile haben kann, wird jedem Eingeweihten klar sein. Dieser Gesichtspunkt ermöglicht es mir auch, für das Unternehmen zu werben, obgleich ich als Herausgeber verantwortlich zeichne. Ein weiterer Ausbau der Sammlung ist nur möglich, wenn alle diejenigen, die davon eine wesentliche Erleichterung ihrer Berufsarbeit haben können, auch tatsächlich Abnehmer jedes einzelnen Bandes sind. Das gleiche gilt für die

Sammlung Danziger Gesetze (3. B. der Steuergesetze), die der Verlag A. W. Kafemann G. m. b. H. herausgibt; beide Sammlungen betrachten sich nicht als Konkurrenten, sondern als gegenseitige Ergänzung und haben ein harmonisches Zusammenarbeiten verabredet.

So darf ich wohl mit dem Wunsche schließen, daß die „Danziger Rechtsbibliothek“ das ihr gesteckte Ziel erreichen und zur Förderung der Rechtsentwicklung der Freien Stadt beitragen möge.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Gerade die Kunst ist es, die das Leben erweitert, die es dem beschränkten Individuum vergönnt, sich in das Fremde und Unerreichbare zu verlieren; dies ist ihre herrlichste Wirkung.

Hebbel

Dr. Paul Ostwald: „Das Werk des deutschen Ritterordens in Preußen.“ Staatspolitischer Verlag, G. m. b. H., Berlin SW 68.

Die durch den Versailler Vertrag geschaffenen politischen Verhältnisse haben das Interesse für den Osten in stärkerem Maße wachgerufen. In weiten Kreisen ist die gewaltige Arbeit des deutschen Volkes im Osten unbekannt geblieben. Den Höhepunkt jener Kolonisationsarbeit bildete die Zeit des deutschen Ritterordens. Sichtbarer Ausdruck dieser Tätigkeit sind die zahlreichen Bauwerke profaner und religiöser Art, vor allem die Burgen — Marienwerder, Allenstein, Balga, Rheden — um nur einige zu nennen, von denen nur wenige heute noch erhalten sind. Voran steht die Marienburg als Symbol des Ostens. Der Verfasser gibt in einer Reihe sehr guter Aufnahmen ein anschauliches Bild der Zeugen dieser Blütezeit. Das Buch ist als Volksbuch gedacht und hat den großen Vorzug, trotz streng wissenschaftlicher und historischer Einstellung niemals trocken und belehrend zu wirken. Die kurze Darstellung wird auch all denen willkommen sein, die durch die Anforderungen des Tages sich nicht intensiv mit geschichtlichen und kulturellen Vorgängen früherer Jahrhunderte beschäftigen können.

E. D.

Karl Heinz Clasen: „Der Hochmeisterpalast der Marienburg.“ Verlag der Bonschen Buchhandlung in Königsberg i. Pr.

Dem Andenken Conrad Steinbrechts, des leitenden Baumeisters der Wiederherstellung der Marienburg, hat Dr. Carl Heinz Clasen eine Schrift über den Hochmeisterpalast gewidmet. Durch Einstellung in eine baugeschichtliche Entwicklungsreihe werden die Säden aufgedeckt, welche die Verbindung mit der Architektur des Westens herstellen. Das Werk gibt Einblicke in das Entstehen kirchlicher Bauten des Mittelalters und wichtige Aufschlüsse über die Eigenart und den Verlauf der Ordensarchitektur.

Zahlreiche Grundrisse, Aufrisse, Querschnitte und Detailzeichnungen geben ein anschauliches Bild der Burgen des Ostens, vor allen Dingen des Hochmeisterpalastes der Marienburg. Um Vergleichsmöglichkeiten zu schaffen ist eine Reihe ähnlicher Zeichnungen französischer Kathedralen und Bischofsitze eingefügt. 19 Bildtafeln ausgezeichnete Aufnahmen vervollständigen die Ausführungen Dr. Clasens, die mit eingehenden Quellenangaben versehen sind.

Die Broschüre ist mit besonderer Sorgfalt in Druck und Bildmaterial hergestellt, die Klarheit und Sauberkeit der Wiedergabe des zeichnerischen Inhalts ist hervorzuheben.

Thomas

Hermann Schmökel: „Im Lande der weißen Ritter“, mit Federzeichnungen von Prof. Berthold Hellingrath, im Stiftungsverlag, Potsdam.

Eine Reihe kleiner Erzählungen führt in das vielumstrittene Grenzgebiet der Ostmark. Die Ordensritter beweisen ihre kolonisationsfähige Fähigkeit in der Besiedlung des Landes, der Einführung ihrer Sitten, ihrer Rechtsprechung und ihrer Lebensformen. Aufstieg und Niedergang wechseln beim deutschen Orden wie beim Schicksal der Völker. Nach dreihundertjähriger Fremdherrschaft nahm sich der große König des darniederliegenden Landes an. Eine Zeit der Blüte begann. Die Persönlichkeit Friedrichs tritt charakteristisch in der Schilderung einer Audienz im neu erworbenen Westpreußen hervor.

Berthold Hellingrath, der jetzt in Hannover als Professor der Technischen Hochschule wirkende Danziger Maler und Radierer, hat den Erzählungen charakteristische Federzeichnungen von Landschaft und Burgen beigegeben.

C. L.

Moeller van den Bruck: „Das Dritte Reich.“ 2. Auflage, Ringverlag, Berlin 1926.

Es ist wohl angebracht, auf die zweite Auflage eines Buches hinzuweisen, dessen Bedeutung von Tag zu Tag mehr erkannt wird, dem vor allem die politische Entwicklung immer mehr Recht gibt. Der leider allzu früh gestorbene Moeller van den Bruck setzt sich hier mit den einzelnen Parteitypen von einem „Dritten Standpunkt“ auseinander. Die große Klarheit, mit der er die einzelnen Begriffe scheidet, hebt das Werk über andere gleichartige weit hinaus. Wir finden in ihm mehr als nur eine interessante Polemik gegen irgendwelche Parteien. Moeller weist die Wege zum Dritten Reich, in dem unser Volk erst seine historische Aufgabe auf der Welt zu erfüllen habe, ein Optimismus, zu dem in einer Zeit, in der der Untergang des Abendlandes geschrieben wurde, Mut und Kraft eines Menschen gehören, der bereits einen „Dritten Standpunkt“ hat. An uns alle wird diese Auseinandersetzung einmal in irgendeiner Form herantreten, ehe wir soweit sein werden, das Dritte Reich zu schaffen. Das Buch darf auch nicht nur als eine Rechtfertigung des Konservatismus aufgefaßt werden, es

ist weit mehr. Dadurch, daß es einen scharfen Trennungsstrich gegen den reaktionären und liberalen Menschen zieht, zeigt es den neuen Typus des konservativen Menschen. Konservativ sein heißt: „Standpunkt haben, von ihm nicht abgehen, ihn durchhalten und durchsetzen als eine Frage des Charakters“, während der liberale Mensch einen relativen Standpunkt, d. h. gar keinen, hat. Moeller hat den großen Glauben an das Dritte Reich, das er geschaut hat, von dem er sagt, daß es „vielleicht revolutionär durchgesetzt werden muß, aber alsdann konservativ gebunden sein wird“.

Wir danken es dem Verlage, daß er diese zweite Auflage in sehr guter Ausstattung, mit einem Bild des Verfassers und einem Nachwort von Frau Moeller van den Bruck herausgebracht hat, und können dem Werk nur weiteste Verbreitung wünschen.

Bernhard Mewes

Max Hildebert Boehm: „Die deutschen Grenzlande.“ R. Hobbings, Berlin. 294 Seiten. 1925. Geb. 14.— M.

Seitdem in den letzten Jahren auch der Binnendeutsche nach langem Zögern begonnen hat, den vom Deutschen Reich abgetrennten Teilen und ihrer Bevölkerung, den deutschen Grenzlanden, größere Aufmerksamkeit zu widmen, hat immer wieder der Mangel an Schriften, die über die Entwicklung und die nationalpolitische Bedeutung dieser Grenzmarken zureichend zu belehren vermöchten, schmerzlich fühlbar hervorgetreten. Zwar suchten diesem Bedürfnisse, dem gewisse ältere wissenschaftliche Werke zumeist schon wegen ihres Umfanges nicht genügen konnten, gar bald kleinere Broschüren abzuhelpen, die oft nicht ohne Geschick einige geographische Angaben mit historischen und statistischen Hinweisen verbanden. Trotzdem scheiterten auch ernsthafteste Bemühungen, dem Binnendeutschen die Eigenart der abgetrennten Gebiete und die von ihnen zu befolgende und ihnen gegenüber einzuschlagende Politik klarzulegen, häufig schon daran, daß er das Grenzlandwesen an sich nicht verstand. Dazu kam, daß auch in den beteiligten Kreisen die Kenntnis der deutschen Grenzlande zumeist nur auf einzelne Ge-

bierte beschränkt war. Diese Lücke unseres nationalen Wissens und Denkens und hoffentlich auch unseres nationalen Willens auszufüllen, ist das Werk von Boehm in glänzender Weise geeignet. Indem es von der Erörterung der Begriffe Grenzland und Grenzvolk ausgeht, schildert es eingehend die Geschichte und jüngste Gegenwart der einzelnen Grenzgebiete, zu denen Elsaß-Lothringen nicht minder als das Rheinland, die Nordmark wie Südtirol, Oberschlesien, Posen, Westpreußen, Danzig, Memel und Ostpreußen gerechnet werden. Die Darstellung wird dabei von einer so lebhaften Wärme des Gefühls und einer so kräftigen Anschaulichkeit getragen und enthält in allen Fragen so wertvolle, auch dem Kenner oft neuartige Gesichtspunkte, daß dieses Buch unstreitig den fesselndsten und notwendigsten Erscheinungen des deutschen Schrifttums in den letzten Jahren anzureihen ist. Der deutsche Osten ist dem Verfasser, der sich übrigens schon seinerzeit durch seine Mitarbeit in der Bewegung der Deutschen Volksräte um die Erhaltung seines Deutschtums bemüht hat, für die treffliche Behandlung aller ostmärkischen Angelegenheiten besonderen Dank schuldig. Ein Schriftenverzeichnis leitet zu genauerer Beschäftigung mit den einzelnen Fragen an. Der Verlag hat sich durch die gediegene Ausstattung des Buches und die Beigabe einiger Karten und zahlreicher, höchst eindrucksvoller Bilder verdient gemacht; von ihnen seien hier nur genannt: die Marienburg, die Burg in Allenstein, die Johannis-kirche in Thorn, die Pfarrkirche in Bromberg, die Klosterkirche in Frau-stadt, das Schloß in Posen, die Marien-kirche, die Frauengasse (nicht Marien-gasse), das Krantor und einer der „polnischen“ Briefkästen in Danzig.

E. Kenjer

Dr. Ernst Benkard: **Andreas Schlüter.** — Dr. Ernst Benkard: **Giovanni Lorenzo Bernini.** (Iris-Kunstbücher: **Meister der Plastik.**) Iris-Verlag, Frankfurt a. M.

Der bekannte Frankfurter Kunst-gelehrte Dr. Ernst Benkard unter-nimmt den Versuch, unverdienter und unverständlicher Vergessenheit zwei große — fast fühlt man sich versucht

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112

Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

456]

Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

426]

Roeckl-Handschuhe

Weltmarke

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

403]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis vierteljährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer

Aeltere Nummern zu dem Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[338]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschtums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt ausrechtzuhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

zu sagen: die zwei großen — Plastiker des Barock zu entreißen: den Hamburger, der in Danzig heranwuchs und im deutschen wie nichtdeutschen Osten (Berlin, Königsberg, Warschau, Petersburg) die machtvollen Gestaltungen seiner Meisterjahre schuf, und seinen großen südländischen Lehrmeister, den Vielbewundererten und Vielgeschmähten, dessen künstlerische wie religiöse Persönlichkeit aus dem kirchlich-christlichen Himmelsstürmertum der Nach- und Gegenreformationszeit nicht mehr weggedacht werden kann. Mehrere Generationen hindurch ist in Deutschland die Barockkunst mit verständnisloser Geringschätzung oder doch Gleichgültigkeit betrachtet worden, das Eigenschaftswort „barock“ hat geradezu den Sinn von „bizarr“ annehmen können. Einem satten und untragischen Zeitalter mußte Gedanken- und Formenwelt des Barock stumm bleiben. Neuerwachte Impulse des Lebensgefühls wie der Religiosität haben dem Menschen unserer Tage die Augen für den Barock geöffnet, ganz besonders für Berninis unerhörte Beseelung, Vergeistigung und Ueberwindung der Materie. Die beiden vorliegenden, in jedem Betracht als Gipfelleistungen anzusprechenden Bücher, deren großgedachte und quellenklar durchgeführte textliche Schilderungen mit dem sorgsam ausgewählten und vorzüglich wiedergegebenen Reproduktionsmaterial auf gleicher Höhe stehen, kommen in einem glücklichen Zeitpunkt, in welchem ihnen Verständnis und Widerhall ebenso sicher erscheint wie ihren Lesern und Beschauern Gewinn und Freude.

Werner Bergengruen

Mitteilungen des Copernikusvereins zu Thorn (33. Heft): „Vier Briefe aus dem Thorner Biedermeier“. Herausgegeben von Dr. Erich Wentscher.

Die Briefe schildern nicht besondere Ereignisse von geschichtlicher Bedeutung, aber sie enthüllen den Reiz damaligen Lebens in dem liebevollen Eingehen auf die Geschehnisse des Alltags. Die Menschen von heute haben verlernt, lebenswarme und gemütvollen Briefe zu schreiben. Man hatte in jener Zeit mehr Muße, Ein-

drücke zu sammeln und durch die seltene Gelegenheit, schriftlich miteinander in Verbindung zu treten, waren diese Briefe immer der lebendige Ausdruck nicht nur der Persönlichkeit des Absenders, sondern auch der Zeit und ihrer Menschen.

Der Schreiber dieser Briefe war der feine und gedankenvolle Christian Gottfried Henher, der, selbst Jungeselle, in lebhaftem Schriftwechsel mit seinem Pflegesohn Ludwig August Wiczorek stand. Jeder, der Freude hat, in alten Dokumenten die stille und doch innerlich bewegte Zeit des Biedermeier um 1820 herum zu erleben, versenke sich in diese Briefe, die die hohe seelische Kultur einiger Menschen jenes Zeitalters nahebringen. C. L.

Familie Darner von Sann Le-
wald. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Dr. Heinrich Spiero. Verlag von Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.

Es soll Fanny Lewald, der ostpreussischen Dichterin, nicht vergessen werden, daß sie als erste deutsche Frau in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts für die Emanzipation der Frauen zu geistiger und körperlicher Selbständigkeit und für ihre soziale Gleichberechtigung eintrat, ohne über die Grenzen, die ihnen Kraft, Verstand und Vorbildung steckten, hinausgehen zu wollen. Das tat sie nicht allein in ihrem ganz objektiven Buch „Für und wider die Frauen“ und in ihren „Osterbriefen an die Frauen“, sondern sie setzte sich auch in ihren Romanen und Erzählungen die Befreiung der Frau von den durch Gesetz und Herkommen auferlegten Schranken zum Ziel. Gerade diese Freidenkerin aus der Stadt der reinen Vernunft mit dem ruhig abwägenden Verstande, ihrem politischen Instinkt und mit dem realen Sinn für das allgemeine Leben der Nation war noch als 70jährige die berufenste Schilderin der großen Zeit der Auflehnung gegen die Fremdherrschaft, die sie als Kind miterlebt, und ihr stark ausgeprägtes Heimatsgefühl ließ sie hier wärmere Töne anschlagen, als ihr sonst eigen waren. So ist ihr letzter Roman „Familie Darner“ der auf ostpreussischem Boden spielt, wohl der gelungenste aus ihrer

Kurhaus Zoppot

Inhaber:
Paul Koss

HOTEL U. RESTAURANT
I. RANGES

Prachtvolle

Wein- und Bierterrassen mit
Blick auf das Meer

„Sanssouci“

Weinkuppel, Prachtbau im Kur-
hause, in vornehmer, stilvoller
425] Ausstattung

WEINRESTAURANT
Anerkannt erstklassige Küche

S. Plotkin

Danzig, Langemarkt 27-28

Althistorische Weinstuben

*

Caviar-Importhaus

526]

*

Saison- Delikatessen

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

ist es, über welchen das für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend bestimmte Buch: „Die Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendfürsorgerin“ von Margarete Boeder (50 Pfg.) in beratender und umfassender Weise berichtet. Aus dem Inhalt: „Schilderungen dieses eigenartigen Berufes, gesetzliche Bestimmungen, Anstellungsbedingungen, Jugendpflege, Verzeichnis staatlich anerkannter Seminare und Frauenschulen, pekuniäre Aussichten usw.“ Bestellen Sie bei Hermann Paetel Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin.



518]

Ein prächtiges Geschenk
für alle Harzfreunde

HARZBUCH von CARL LANGE

mit Offsetumschlag u. 18 Steinzeichnungen
von Berthold Hellingshausen
Preis in Leinen geb. 9 G.-M.

BERLIN NW 7
Dorotheenstr. 65

GEORG STILKE
Verlagsbuchhandlung

Preußische Jahrbücher

Herausgeber Dr. Walther Schotte

Band 204, Heft 2

Mai 1926

Aus dem Inhalt:

R. G. Quack: Der Weg der deutschen Wirtschaft.

Otto Grautoff: Vom Geist der spanischen Kunst im Zeitalter der Gegenreformation.

Roderich v. Kienitz: Die Wirkungen der Locarnopolitik.

Friedrich Wilhelm Mohr: Innen- und außenpolitische Probleme Chinas.

Karl Federn: Concinis Ende.

Caspar Heinrich v. Voßberg: Zur inneren Lage Polens.

Preis pro Heft 2. — Goldmark

Berlin NW 7

Georg Stilke

Seder. Mit reicher dichterischer Erfindungskraft, gepaart mit scharfer Beobachtungsgabe für die realen Verhältnisse ihrer Heimat, schildert die Dichterin diese in die Seitereignisse gerissene Familie Darner und ihr Oberhaupt, den sich aus eigener Kraft und stolzem Selbstgefühl emporarbeitenden genialen Kaufmann. Man fühlt, diese kräftigen Menschen vom alten Schlage haben wirklich gelebt, geliebt und gelitten und haben sich, von großem Verantwortungsgefühl getragen, mit den tief einschneidenden Fragen der damaligen Zeit zielvoll auseinanderzusetzen gesucht. Heute mehr wie je, wo sich manche interessante Parallelen aufdrängen, kann man sie verstehen.

Es gereicht dem rührigen, der Pflege der Heimatkunst zugewandten Verlag von Gräfe & Unzer, dem einzigen in Ostpreußen, zur Ehre, dieses Werk der alten berühmten Heimatdichterin in neuer vorzüglicher Ausstattung der Vergessenheit entrisen zu haben. Dr. Heinrich Spiero hat es mit kundiger Hand von allen Längen und Schlacken befreit und zu einem umfangreichen Bande zusammen geschmolzen, was dem Ganzen sehr zugeute kommt. Seine geistvolle Einleitung malt in markanten Zügen das Bild der Dichterin und läßt uns ihr Schaffen aus ihrem Leben verstehen.

Paul Wichert

Fritz Schulz-Merzdorf:
Das Opfer der Marquise. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin 1925. Ganzleinen 5. — M.

Auf dem Hintergrunde des alten Preußen zur Zeit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. entwickelt sich der tragische Liebesroman zwischen dem jungen märkischen Leutnant von Roenne und der schönen Marquise de Foucauld-Martin. Bei manchen Mängeln, insbesondere der psychologischen Durchdringung der einzelnen Persönlichkeiten und des etwas vagen und inkonsequenten Schlusses, ist das Buch doch gut und flott geschrieben und bildet so eine fesselnde Unterhaltungslektüre, die über Leben und Zustände im alten Preußen, kurz vor der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, manche Aufschlüsse zu geben vermag.

Wolfgang Federau

Hans Benzmann: Kolberg. Ein Heimatbuch. Mit Bildern nach künstlerischen Aufnahmen von Katharina Schulz. Dr. Karl Moninger, Greifswald 1926. 88 Seiten. Gebunden 4.25 Rm.

Wenn wir dieses Heimatbuch des pommerischen Dichters, der in seinen Werken über die Enge der unmittelbaren Heimat hinauswuchs und ein Dichter wurde, an dem wir nicht achtlos vorübergehen dürfen, betrachten, dann ist das erste Gefühl Ehrfurcht; denn es ist der letzte Gruß, der zu uns aus seinem Munde drang; wenige Tage nach dem Erscheinen nahm ihm der Tod die Feder aus der bis zum letzten Augenblick tätigen Hand. Und auch das berührt uns Pommeren nicht allein so tief, daß dieser letzte Gruß der Heimat galt, sondern die Tatsache hat allgemeinere Bedeutung, weist sie doch in ihrem erschütternden Ernst auf die allgemeine Quelle aller Kunst hin, die eben Heimat heißt. Benzmann ist sich zeit seines Schaffens des innerlichen Zusammenhanges zwischen Künstler und Heimat bewußt gewesen, aber er hat auch gewußt, daß es damit nicht genug ist, daß der Künstler den Stoff, den ihm die Heimat äußerlich und innerlich bietet, in angemessene Form bringt, sondern daß ihm das Heimatleben nur der Anstoß sein darf, die Tiefe des menschlichen Wesens an die Oberfläche zu bringen. Das zeigt auch dieses letzte Buch von ihm; denn nirgends ist es nur eine poetische Verklärung etwa der Schönheiten oder der Geschichte Kolbergs, sondern Kolberg ist der Funke, der seine inneren menschlichen Empfindungen entzündet, daß sie Form werden können und geformt nun den Widerhall in der Brust jedes Menschen wecken, der etwas von dem Erlebnis der Eltern in unserer Seele weiß, der einmal selbst empfunden hat, wie in der Heimat der Erlebnis-kreis Jugend neu anfängt zu schwingen, der in der Geschichte — und welche große Geschichte sprach hier zu Benzmann! — der Heimat die Größe seines deutschen Vaterlandes Leben gewinnen sieht. So sind die Erinnerungen und Träumereien, das Heimkehrgefühl, die Helden und Erscheinungen durch den Dichter aus dem Einzelerleben ins Sinnbild erhoben, und wir beugen



Reisegespräch des Königs Friederich II. von Preußen im Jahre 1779

Mit einem Vorwort von
F. v. Goek und Schwanensief

65 Seiten, geh. Rm. 2. —,
eleg. Ganzlbd. Rm. 3. —

Wir sehen den großen König vor uns als Greis, gebückt unter der Last der Jahre, die seinem Lande schwere Gefahren und dauernde Kämpfe gebracht hatten. Siegreich hat er eine Welt von Feinden überwunden. Jetzt im Alter bleibt ihm die Zeit, sein Land zu besuchen, dem die Segnungen des Friedens zuteil geworden sind. Er verläßt sich nicht auf schriftliche Eingaben und auf die Berichte seiner Beamten — er überzeugt sich selbst. Sein durchdringendes Auge sieht den Erfolg der Verbesserungen — sieht auch, was noch fehlt und was noch geschaffen werden kann. Kurz und bestimmt sind seine Anordnungen, seine Fragen treffen den Kernpunkt. Dazwischen köstlicher Humor. — Wohlwollen und Fürsorge, besonders für seine alten Krieger. Die schlankte, nervige Herrscherhand hält statt des Degens den Krüdstock, auf den sich der gebeugte Körper stützen muß. Aber in leuchtender Klarheit beherrscht sein Geist die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Mehr denn je leuchtet heute einem jeden, der von echter Vaterlandsliebe beseelt ist, Friedrichs des Großen Bild.

Verlag Georg Stilke,
Berlin NW 7, Dorotheenstraße 65

Der „REVALER BOTE“ ^[480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche

kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschthums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 Gmk., ohne Beilagen 3 Gmk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigenteil für Estland 5 Emk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

uns in Ehrfurcht vor der gestaltenden Kraft dieses Dichters, und der Schmerz darüber, daß hier ein Dichter starb, von dem wir noch manches erwarten durften, will sich nur schwer besänftigen bei dem Bewußtsein, daß ihm die letzten Jahre eine so reiche dichterische Ernte noch gebracht hatten, die noch manches neue Buch füllen würde. Kolberg darf auf seinen Sohn stolz sein.

Ernst Lemke

Karl Nigier: Das Kuhviertel. Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg, o. J. (1926). 182 Seiten. Gebunden 5.— Rm.

Dichtung oder Wirklichkeit? Wirklichkeit, geschildert mit dem Gemüt und der Darstellungsgabe eines Dichters, so können wir den vorzüglichen Eindruck, den dieses Erinnerungsbuch eines Mecklenburgers auf den von Zeile zu Zeile mehr gefesselten Leser macht, in eine Formel fassen, die dieses Buches Wesen und Wert am einfachsten wiedergibt. Es führt uns in das Kuhviertel einer kleinen mecklenburgischen Stadt um die Mitte des 19. Jahrhunderts und gibt uns in einzelnen dichterisch geschlossenen Bildern Kunde von dem Kleinstadt-Leben jener Zeit, von alltäglichen und dabei doch originellen Menschen, die man um dieser Art willen liebgewinnt; denn es stecken Menschen mit Herzen unter dem Mantel, den sie um sich breiten, und ihre Erlebnisse sind kleine Abbilder jener großen Erlebnisswellen, die damals unser Volk durchzogen. So sind wir dem Verfasser aufrichtig dankbar dafür, daß er hier den Schleier von seinen Erinnerungen zieht und uns teilnehmen läßt an dem, was sein Herz auch heute noch bewegt, wenn er sie an seinem Auge vorbeiziehen läßt. Wir verstehen seine Liebe zu Mensch und Heimat und haben nur den einen Wunsch, daß er die Kraft seiner darstellenden Feder auch den späteren Ereignissen seines Lebens leihe. Denn hier führt er uns ja nur bis an die Schwelle seines Jünglingslebens. Wir glauben, daß ihm auch die weiteren Schritte, die ihn ins Leben hinausführten, zu Menschen führten, die es verdienen, festgehalten zu werden.

Ernst Lemke

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöngeistiger Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den

481] Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Druckerhandlung G.m.b.H., Berlin W 30
Noßstraße 22.

Gersonde: Lehrbuch der deutschen Einheits-Stenographie (Reichskurzschrift) für den Schul-, Vereins- und Selbstunterricht. 48 Seiten. Preis 1.— M. Verlag für Berufsbildung H. Apitz in Berlin W 57, Mansteinstraße 12.

Das Lehrbuch von Gustav Gersonde, Marienburg, ist eine Arbeit, die sich dem Besten, was bisher die kurzchriftliche Literatur hervorgebracht hat, ebenbürtig an die Seite stellen darf. Ein besonderer Wert des Buches liegt darin, daß der Verfasser die wahlfreien Bestimmungen der System-Urkunde mit Ausnahme des § 39 erst mehr am Ende des Lehrbuches verlegt hat. Schullehrbücher sollten, besonders in ihrer grundlegenden Art, solche Belehrungen in den Hintergrund drängen, damit wir dem Ideal einer Volkskurzschrift immer näherkommen.

Dostojewskij: „Der Idiot“;
Gontscharow: „Obломow“;
Victor Hugo: „Dreiundneunzig“.
Verlag Paul List, Leipzig.

Drei neue Bände der Sammlung „Epikon“, die sich das Ziel gesetzt hat, „die repräsentativen Meisterromane der Weltliteratur in vorbildlichen Ausgaben zu einer neuen Einheit, der Welt des Romans“ zu vereinigen, legt der Verlag Paul List vor. Die Uebertragung von Dostojewskij's „Der Idiot“ hat H. v. Hoerschelmann besorgt, das Nachwort schrieb W. Bergengruen. Gontscharow's „Obломow“ übersetzte R. v. Walter, während das Nachwort zu dem Roman aus der Feder Alfons Paquets stammt. Victor Hugo's „Dreiundneunzig“ (1793) schließt sich ein Nachwort Heinrich Manns an; Alfred Wolfenstein zeichnet als Uebersetzer dieses Werkes. Die vorbildliche Ausstattung der auf bestem Dünndruckpapier herausgebrachten Bände verdient immer wieder Anerkennung; Bewunderung aber muß man emp-

finden vor der Größe der hier gestellten Aufgabe, deren Bewältigung rasch voranschreitet.

Hans Gäßgen

Gerhard Lawin: „Die Volksabstimmung in Westpreußen.“ Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.

Einer der Führer im Abstimmungskampf in und um Marienburg gibt zum 650. Jubiläum der Stadt eine Erinnerungsschrift heraus. Das Buch ist eine Ergänzung der kleinen Schrift über die „Abstimmungstage in Stadt und Land Marienburg“ vom Jahre 1921. Während hier noch der unmittelbare Eindruck dieser bedeutungsvollen Tage vorherrscht, so ist das neue Werk großzügig angelegt und gibt ein sachliches Bild dieser geschichtlichen Ereignisse. Gestützt auf historisches und amtliches Quellenmaterial zeigt Gerhard Lawin das Schicksal dieses deutschen Grenzlandes, das viel umstritten, sich immer wieder behauptet hat.

Das Buch ist von tiefer Heimatliebe getragen, eine Mahnung für die Gegenwart, die daraus lernen mag, daß „der Weg zur deutschen Größe Einigkeit und Treue“ sind, wie der Verfasser im Geleitwort sagt.

Der Verlag hat die Broschüre in Druck, Papier und Einband geschmackvoll und dauerhaft ausgestattet.

E. D.

In unserer Sonderausgabe „Königsberg“, März 1926, sind verschiedene Bücher aus der Literatur Königsbergs besprochen worden. Es sei hiermit richtiggestellt, daß: Daniel Staschus: „Kuddelmuddel“ und „Dorch Keenigsbarg“ nicht mehr beim Holzwarthverlag Rothenfelde erscheinen, sondern in den Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg, übergegangen sind. Das kleine Büchlein des gleichen Verlages von Hedwig Schirmer: „Blaubeere“ ist bereits vergriffen.

Die Schriftleitung



KAFFEE HAG COFFEINFREIER
BOHNENKAFFEE

Förderung der Landwirtschaft in allen ihren Zweigen
Belebung des landwirtschaftlichen Vereinswesens
Hebung der Pferde- und Viehzucht durch Prämierungen und Schauen
Zuchtauswahl nach Leistung und Form

Landwirtschaftlicher Zentralverein „Westpreußen“ Marienburg

Geschäftsstellen: Marienburg, Gerbergasse 3 und Gerbergasse 23
Fernsprecher 34

Westpreußische Holländer - Herdbuchgesellschaft Marienburg

Geschäftsstellen: Marienburg, Mühlengraben 6 und Gerbergasse 23
Fernsprecher 34 und 60

Verband der Rindviehkontrollvereine im Zentral- vereinsbezirk „Westpreußen“ Marienburg

Geschäftsstelle: Marienburg, Mühlengraben 6. **Fernsprecher 60**

Ost- u. Westpreußische Schweinezuchtgesellschaft Marienburg

Geschäftsstelle: Marienburg, Mühlengraben 6. **Fernsprecher 60**

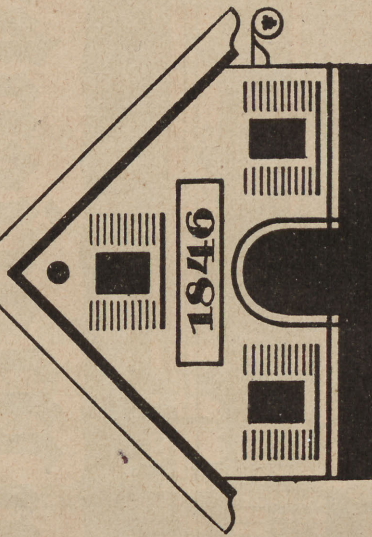
Beratung in allen Zucht- und Futterfragen [602]
Leistungsprüfungen und obligatorische Leistungskontrolle
Systematische Seuchen- und Tuberkulosebekämpfung
Veranstaltung von Pferde-, Zuchtvieh- und Zuchtschweine-Auktionen



Hafen Marienburg ^{M.}_{Pr.}

Weichselhafen an der Dreiländerede Deutschland - Danzig - Polen mit 1500 Quadratkilometer Hinterland nebst guten Eisenbahn-
verbindungen und direktem Wasserweg von den Kohlengebieten des Niederrheins und Oberschlesiens sowie nach allen
östlichen Wasserstraßen. Reichliches Industriegebiet vorhanden. Moderne Umschlagvorrichtungen. 18 Firmen angegliedert.

Auskunft: Stadtbauamt, Hafenabteilung. Tel. 488



Sinfelhaugen

die deutsche Weinbrandmarke



Ma = Ma

der gute Malzkaffee

Das gesunde deutsche Hausgetränk

A. Daum, Inh. Dr. Wilhelm Daum

Malzfabrik: Marienburg (Westpr.)

Albert Rahn

MASCHINEN-FABRIK

Marienburg (Wpr.)

B a d e n i a

Dampf- und Motor - Dreschmaschinen

sowie

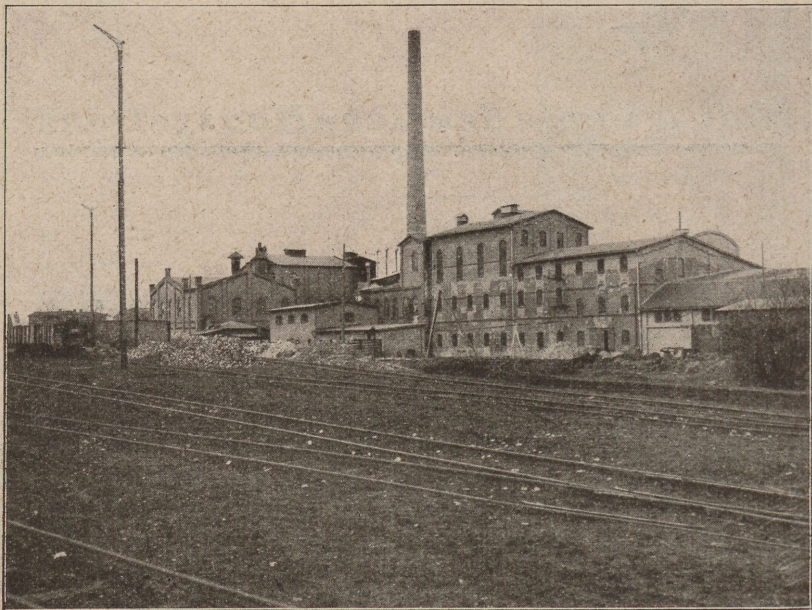
sämtliche Maschinen und Geräte für die Landwirtschaft

★

[596

Grosse Reparaturwerkstätte

Dampf- und Motorpflüge im Lohnbetrieb



Zuckerfabrik Bahnhof Marienburg
Aktien-Gesellschaft

Emil Schwandt

Bäckermeister

Marienburg (Westpr.)

Mühlengasse 36-38

*

**Brot-
und Feinbäckerei**

*

SPEZIALITÄT:

Schlüterbrot * Dr.-Kraus-Brot

[583]

Otto Baehr

Fleischermeister

Marienburg i. Westpr.

Neustadt 32 * Telephon 119

**Fabrik feinsten Fleisch-
und Wurstwaren**

Aeltestes Geschäft am Platze

Spezialität:

**Feinster Aufschnitt
Lucillus - Braten
Salat :: Sülzkoteletts
Wiener und Bock-
würstchen** [598]

Versand nach Auswärts bei
promptester und kulantester
Bedienung

Friedrich Ehmann

*Elegante Herrenkleidung für
Gesellschaft, Straße und Sport*

Niedere Lauben 36

Marienburg i. Westpr.

Telefon Nr. 251

Uniformen für Militär, Zoll, Bahn, Steuer, Forst etc.

Elegante Damenkostüme und Mäntel nach Maß

*Große Auswahl in Herren- und Damenkostüm-Stoffen,
fertiger Herren-, Knaben- und Lederbekleidung*

[593]

Gebrüder Schierling

Inh.: JOHS. SCHIERLING

Marienburg (Westpr.)

Langgasse 59 :: Fernruf 476

Asphalt-Dachpappfabrik / Teer-Destillation

Ausführung von Bedachungs-
arbeiten :: Asfaltierungen

Isolierungen [587]

Baumaterialien / Holz- und Kohlenhandlung

G. Woelke & Co.

Holzhandlung u. Hobelwerk

Bau- und Brennmaterialien

Marienburg, Westpr.

Telephon 317

Max Baehr, Marienburg i. Westpr.
Langgasse 12/14 * Fernsprecher 50

Fabrik feinsten Fleisch- und Wurstwaren

Bankkonten: Danziger Privat-Aktien-Bank :: Bank d. Ostpr. Landschaft, Marienburg

Spezialität:

ff. Leberwurst * Wiener und Bockwürstchen
Ital. Salat * Lucullus-Braten * Sülzkotelett
Feinster Aufschnitt * Garnierte Platten
Kunstfülle * Feine Rauch- und Dauerwaren
Versand nach außerhalb bei promptester Bedienung

Schloß-Drogerie

Bernhard Strebel

Marienburg (Westpr.)

Telefon 327

[587]

KÖNIGLICH PRIVILEGIERTE
RATS - APOTHEKE

MARIENBURG, Wpr., HOHE LAUBEN 12

1592

FERNSPRECHER 224

★

MAX WILDE

Fritz Starck

vorm. Ehlenberger

Marienburg i. Westpr.

Kratzhammer 25, Nähe Schloß

*

Das Geschäft für

Handschuhe

Strümpfe

Herrenartikel

*

Gegründet 1844

[603]

JULIUS RENK

VORM. W. BORKOWSKI

MARIENBURG i. Wpr.

NEUSTADT 3 FERNRUF 149

GEGRÜNDET 1871

*

Unterhalte

ständig großes Lager
in Uhren (Alpina, Glas-
hütter), Juwelen, Gold-
und Silberwaren, Brillen,
Kneifer und sämtlichen
optisch. Artikeln in bester
Ausführung zu soliden
Preisen.

*

Best eingerichtete
Werkstatt im Hause

Ed. Laasner, Marienburg i. Westpr.

Fernsprecher Nr. 267 :: :: **Juwelier** Postscheckkonto: Königsberg 14093

Bankkonto: Danziger Privat - Actien - Bank, Zweigniederlassung Marienburg i. Westpr.

Juwelen, Gold-, Silberwaren und Uhren

jeder Art

[604]

Kunstgewerbliche u. Luxuswaren :: Bronzen, Marmor, Porzellane, Kristalle

C. Gerlach, Marienburg i. Westpr.

*

Gegründet 1848

Spezialhaus

Gegründet 1848

feiner Lederwaren, Reise- und Andenkenartikel

[595]

Marienburg (Wpr.) Hotel „König von Preußen“

Tel. Nr. 10

Bes. **HEINRICH SCHUMS**

Tel. Nr. 10

Durch den sehenswerten Erweiterungsbau angenehmer

Familienaufenthalt

[607

Küche und Keller weit bekannt

Ratskeller Marienburg

Inh. Max Krahn

Tel. 298

Vornehm historisches Speiselokal

Gepflegte Getränke / Solide Preise

Schützenhaus, Marienburg (Wpr.)

Inhaber: W. Weidemann

Mühlengraben Nr. 54

Fernsprecher Nr. 78

Größter

Konzertgarten am Platz

Restaurations- und Vereinszimmer

Vornehme Gesellschaftsräume

Bankkonto: Städt. Sparkasse, Marienburg, Wpr.

Konzert- und Theatersaal

Bahnhofswirtschaft Marienburg

Inhaber: Otto Schroeder

Behaglicher Aufenthalt

Guter Mittagstisch * Gepflegte Getränke

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und
der „Deutschen Gesellschaften für Kunst
und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

7. Jahrg. Juni 1926 Nr. 3

Unverlangte Manuskripte nicht einsenden
Porto in Papiergeld einfügen, falls
Rücksendung erwünscht

Inhalt:

Seite

D. Fr. Teutsch: Die Kulturaufgabe und die Kulturrüstung der Siebenbürger Sachsen, mit Bild	216
Gustav Nöster: Der deutsche Ritterorden im Burgenland, mit Bildern	225
Hermann Phleps: Die siebenbürgisch-sächsi- schen Kirchenburgen, mit Bildern	239
Dr. Hans Wühr: Das Bruckenthal'sche Museum in Hermannstadt, mit Bildern	246
Hildegard Reimesch-Dominik: Moderne siebenbürgisch-sächsische Maler, m. Bildern	254
Friedrich Müller-Langenthal: Zwischen Morgenland und Abendland	265

Rundschau:

Fritz Heinz Reimesch: Die siebenbürgisch- sächsische Volkspersönlichkeit	277
Dr. Karl Kurt Klein: Das schöngeistige deutsche Schrifttum Siebenbürgens im Strome der Zeit	282
Dr. Fred Sigerus: Die Bedingungen für die moderne wirtschaftliche Entwicklung Siebenbürgens	289
Carl Lange: Die Ur-Marienburg	295
Buchbesprechungen	297-308

Nachdruck und Nachbildung verboten
(Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924
Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag:

Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2
Telefon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“
kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post
oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ost-
preußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr.,
Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm,
Reval, für Lettland durch Gustav Löffler, Riga.
Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Gold-
mark, für Danzig 1.60 Gulden.

Dresdner Bank
in
Danzig
Langermarkt 12/13

400]

Unverlangte Manuskripte

*werden nicht angenommen.
Jedem Brief und jeder
Einsendung ist Rückporto
beizulegen. Der Raum ist
durch einen bestimmten
Mitarbeiterkreis und durch
Sonderhefte festgelegt. Ein
Beantworten von Briefen ist
nur in Ausnahmefällen, aus
Zeit- und Sparsamkeits-
rücksichten, möglich. Die
Verantwortung für nicht
angeforderte Manuskripte
wird abgelehnt.*

Verlag und Schriftleitung

Danziger Bank für Handel und Gewerbe

Aktiengesellschaft

Langenmarkt 30

mit

Depositenkasse Zoppot
Markt 3

442]



Aktienkapital und Reserven
G. 2 000 000.—



Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Der Erbe Seine Rechte und Pflichten

von Dr. Adolf Asch

Rechtsanwalt u. Notar a. Kammergericht Berlin

328 Seiten, broch. RM. 7,50, i. Lein. geb. RM. 9,—

Ein praktisches Handbuch des gesamten Erbrechts, in welchem die Rechtsprechung mit der Fülle des Rechtslebens in den Vordergrund gerückt ist. Die theoretische Durchdringung des Stoffes ist nicht zum Selbstzweck, sondern zur Voraussetzung der Behandlung, die Theorie zur Dienerin der Praxis gemacht. Das Buch ist geschrieben vom Standpunkt des handelnden und leidenden Menschen und seines Rechtsberaters, wobei sich überall als leitender Gesichtspunkt die Fragestellung zeigt: Wie soll und darf der Erbe in gegebener Lage zweck- und rechtsgemäß handeln? Welche Wege bieten sich dem Erblasser, um seinen letzten Willen am besten und sichersten zu verwirklichen.

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7

Commerz-u. Privat-Bank

Aktiengesellschaft

Filiale Danzig

Langermarkt 14



Telegrammadresse: *Hanseatic*

Tel.: 306, 5444, 5445, 7086

253]

DANZIGER GOLDWASSER

Kurfürstlicher Magen

529]



Julius von Götzen A.-G., Danzig 4
 Deutsche Zweigfabrik: Elbing, Gymnasiumstrasse 3

An den deutschen Adel

Politische Betrachtungen
zur Zeitgeschichte

von

Rochus
Freiherr v. Rheinbaben

*

Verlag:
Georg Stilke, Berlin NW 7
 Dorotheenstraße 65

87 Seiten

in Halbleinen gebunden

NM. 2.50

*

Diese Schrift richtet sich an den deutschen Adel, doch gilt sie allen, die sich zur Führerschaft in Deutschland berufen fühlen, allen, die verpflichtet und fähig sind, geistig mitzuarbeiten an dem Geschick Deutschlands. In knappen Sätzen gibt der Verfasser an Hand geschichtlicher Tatsachen die Entwicklung der geistig-politischen Ideen in Europa und weist auf zwei große Strömungen in der europäischen Geschichte hin: auf dem Gebiete der Humanität in fortschreitendem Maße an Stelle brutaler Gewalt das Recht zu setzen und auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft das einigende Moment immer stärker hervortreten zu lassen. Man erkennt, daß die deutsche Politik der letzten Jahre, die Rheinbaben in scharfen Umrissen zeichnet, in der Linie dieser geschichtlichen Entwicklung liegt und, so unvollkommen die Ergebnisse von Locarno und London auch sein mögen, in ihrer Richtung doch die Erfüllung alter politischer Völkerträume zu suchen ist.

Paul Fof

Inhaber: W. Reinbold

Boppot, Seestraße 44

Telefon: 123

Magazin für feine
Haus- u. Küchengeräte

*

Glas und Porzellan

*

Nickel- und Messing-
waren

440]

Ältestes Haus am Platze
Stets Eingang von Neuheiten

Bad Harzburg

Gebirgsluftkurort

Natürliche Sole, echte Fichten-
nadel- und Kohlensäurebäder,
Kochsalztrinkquelle „Krodo“,
leichte Homburger und Kis-
singer Wirkung

Ausspannung und Erholung
zu Friedenspensionspreisen

[516]

17. — 20. Juni,

3. Allgemein. Tennisturnier

11. — 18. Juli;

Große

Bad Harzburger Woche
(Galopprennen)

15. — 18. August;

3. Automobilturnier

Städtische Kurverwaltung

„DREI LILIEN“

[508]

Parfümerie - Kunstgewerbe

DANZIG,
Langgasse 17-18

||

KÖNIGSBERG,
Kantstraße 15

ERSTES HAUS AM PLATZE

für

Parfümerien und
Toilette - Artikel

||

Feine Toiletteseifen
Kosmetische Artikel

Kristall (Baccarat, Val St. Lambert)

Kunstporzellane

Feine kunstgewerbliche Erzeugnisse

Lederwaren * Handtaschen * Reiseartikel
Feinste Offenbacher und Wiener Modelle

J. J. BERGER AKT.-GES.

Danzig, Hundegasse 59

578

Fabrik der beliebten „DREIRING“-
Haus- und -Toiletteseifen und -Seifenpulver

J.H.JACOBSONH / DANZIG

P A P I E R -
GROSSHANDLUNG
EXPORTHAUS

SCHREIB- U. ZEICHENMATERIAL
SPEZIALGESCHÄFT FÜR BÜRO-
MÖBEL / „DANZIGER POST-
FEDER“ RÖDERTALWERKE
„TRIUMPHATOR“-RECHEN-
MASCHINE „URANIA-VEGA“
RECHNENDE SCHREIBMASCHINE

550]

AUGUST MOMBER G.M. B. H.

Gegründ.
1836

Danzig, Dominikswall 9-10

Fernspr.:
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche + Klubmöbel
Gardinen + Innendekorationen
Betteinrichtungen + Leinenwaren

[456

Einziges Spezialhaus am Platze

Wilhelm Bodtke WURSTWAREN

Fleischermeister

[445

ZOPPOT,

Danziger Straße 3
und Markt 2

nach pommerscher
und thüringer Art

Tel.: 38

Tel.: 38



Der größte Schlager
der Gegenwart!



Bubikopf

ohne Friseur.

Größte Zeit- und Geldersparnis! Unerreicht in der Einfachheit der Anwendung; bequem und angenehm

Der Bubikopf ist nicht nur eine Modesache, sondern soll auch den Frauen eine Erleichterung im Bearbeiten der Haare verschaffen. Es ist jedoch Tatsache, daß der wirklich schöne Bubikopf eine noch sorgfältigere Pflege erfordert, als die bisherige Haartracht.

„MEIN KLEINES WUNDER“

ist in der Lage, Ihnen die erhofften Vorzüge des Bubikopfes tatsächlich zu verschaffen. Bestellen Sie „MEIN KLEINES WUNDER“ und Ihnen ist geholfen. Während Sie beim Friseur im Laufe des Jahres 150 Mk. und mehr zahlen, zahlen Sie bei mir nur **einmalig Mk. 5,50 einschl. Verpackung und Porto**. — Zur schnellen Einführung und Empfehlung soll untenstehendes Rätsel dienen.

Kein Preisausschreiben. Keine Verlosung

Der letzte Tag der Einsendung der Lösung ist der 8. Juli 1926. Jeder Einsendung muß eine Bestellung für „MEIN KLEINES WUNDER“ und der Betrag von Mk. 5,50 hierfür beiliegen oder gleichzeitig per Postanweisung abgesandt werden. — Jeder richtige Löser erhält eine

14 kar. goldene Damenarmbanduhr als Prämie

Die richtige Lösung ist bei einem Hamburger Notar hinterlegt und wird nach Einsendungsschluß in der „Berliner Illustrierten“ bekanntgegeben. — Ohne Berücksichtigung des Rätsels können Bestellungen per Nachnahme erfolgen. — Alle eingehenden Bestellungen, mit oder ohne Lösung, werden sofort zum Versand gebracht. — Die Verteilung der Prämien erfolgt am 10. Juli 1926.

Buchstaben-Silbenrätsel

a-a-a-a-a-a-a-bel-ben-ber-bert-bert-boot-brog-burg-cä-ch-d-d-d-da-den-der-der-don-don-e-e-e-e-e-e-e-e-e-erb-eu-g-gem-ger-go-h-h-h-l-l-land-le-li-lon-m-m-mir-na-ne-ner-ö-on-pa-po-r-r-r-r-ree-ri-ro-ru-s-s-sä-sam-sar-schaft-se-sel-sel
sü-t-t-t-t-t-tief-u-u-w

1. Dänische Reichsflagge. 2. Männliches Schwein. 3. Mädchenname. 4. Bergziege. 5. Männlicher Vorname. 6. Insel im Rigaer Busen. 7. Stoff. 8. Waffe. 9. Oper von Eugen d'Albert. 10. Reichspräsident. 11. Himmelsrichtung. 12. Römischer Kaiser. 13. Stadt an der Elbe. 14. Hauptstadt in Europa. 15. Männlicher Vorname. 16. Riese der Philister. 17. Lasttier. 18. Wasserfahrzeug. 19. Naturerscheinung. 20. Erdteil. 21. Schiffseigner. 22. Zahlungsmittel. 23. Orientalischer Titel. 24. Kürschnerarbeit. 25. Müheloser Erwerb. 26. Franzosenkaiser. 27. Flüssigkeit. 28. Wiesengrund. 29. Fahrzeug. 30. Getränk. Die Anfangsbuchstaben der Lösung, von oben nach unten gelesen, ergeben die Ueberschrift des Inserates.

Absender deutlich und vollständig angeben

Hanseatisches Versandhaus

617]

H. Bernh. Müller

Hamburg 36

Postschließfach 46

UT-Lichtspiele

DANZIG, am Hauptbahnhof

Gute Musik

Erste Künstler

Vorführung
4, 6, 8 Uhr

Danzigs größtes und vornehmstes Lichtspieltheater :: Ur- und Erstaufführungen von Filmen neuester Produktion Die UT-LICHTSPIELE gehören zum Theater-Konzern der Universum-Film-Aktiengesellschaft „Ufa“ Berlin, die über rund 120 Theater, mit ca. 100 000 Sitzplätzen verfügt

Pensionat Schauffler

Zoppot, Roonstr. 2 :: Telefon 146



Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise
Das ganze Jahr geöffnet
Warmwasserheizung

452]

KONRAD HANF, HAMBURG 8

Buch- und Offsetdruck



Für Handel- und Industrie:

**Kataloge
Prospekte
Plakate
Flugblätter**



Für den Verlag:

**Bildreiche Werke, Zeitschriften
in Ein- und Mehrfarbendruck**

Beziehen Sie sich bei allen Anfragen
auf die „Ostdeutschen Monatshefte“!

Besucht die
Zoppoter Waldoper!

25., 27., 29. Juli,
3. August 1926

„Lohengrin“

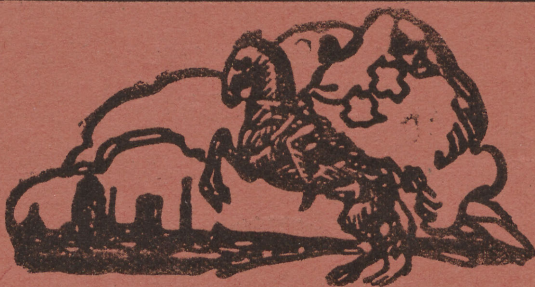


Dirigent:
Professor Dr. Max von Schillings



Mitwirkende:
erste Wagnersänger

251]



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 DANZIG HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

**AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART**

M. Coniker & Söhne

Eigenes Einkaufshaus
Berlin, Wallstr. 76/79

Marienburg
Hohe Lauben 21/22

=====
Fernruf 40
=====

**Größtes und führendes Haus
für Bekleidung**

Eigene Wäschefabrik mit Kraftbetrieb

Täglich Eingänge letzter Neuheiten aller Art

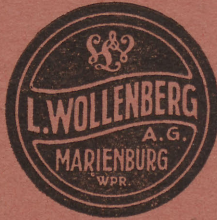
Personenfahrstuhl

Personenfahrstuhl

Gründungsjahr 1861

L. WOLLENBERG

Aktien-



Gesellschaft

Marienburg Wpr., Niedere Lauben 27/29
Fernruf 106

Modernes Kaufhaus

für sämtliche Bedarfsartikel

★

Nur Qualitätswaren

zu soliden Preisen
